

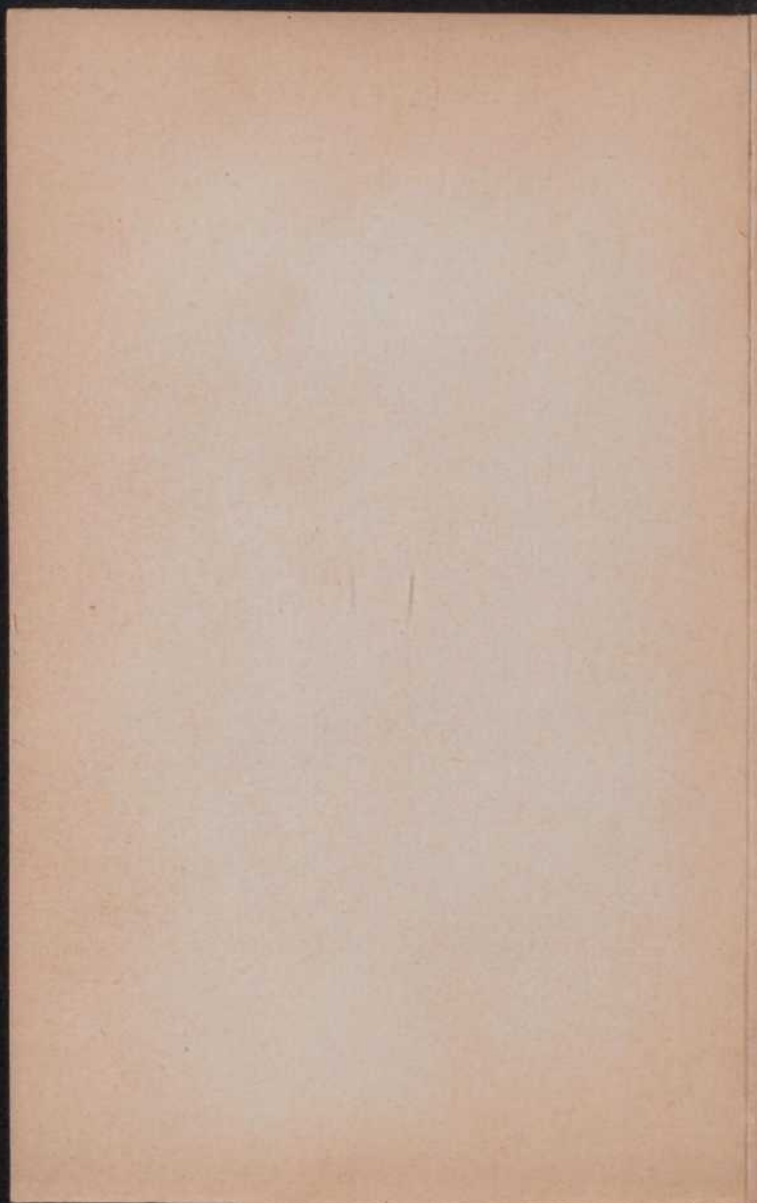
Erzählungen
für Christenkinder
von
Dr. C. G. Barth.

Der Fensterladen.

Vierte Auflage.

Stuttgart, 1879.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.



8709

Der
Fensterladen.

Eine Erzählung für Christkinder

von

Dr. C. B. Barth.

Vierte Auflage.

Stuttgart, 1879.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

15

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

1897

1897

1897

1897

1897

1.

In der alten deutschen Stadt Köln am Rhein, in einem engen Seitengäßchen, zwischen der Kirche des heil. Gereon und dem alten Römerthurme, stand ein kleines Häuslein, welches Gregor Krau als einziges Erbstück von seinen verstorbenen Eltern bekommen hatte. Obwohl eng und klein, war es doch noch in ziemlich gutem und wohnlichem Zustande; aber außer einigen Stühlen und einem kleinen Tisch mit ein paar leeren Kisten und Kästen und etwas Küchengegeschirr war nicht viel darin zu finden: der Speiß war zu hart zur Speise, das Holz zu rauh zum Essen, und die Ziegel auf dem Dache brauchte man gegen den Regen. Wollte also Gregor mit seiner Elisabeth, die er vor Kurzem geheirathet hatte, jeden Mittag eine Schüssel auf dem Tisch haben und etwas Warmes darin, so blieb ihm nichts übrig, als durch Arbeiten

einen Groschen zu verdienen, und Arbeit war nicht sein Leibessen. Aber freilich die Noth lehrt einen noch leichter arbeiten als beten, und auch Gregor mußte sich dazu verstehen, nach Arbeit zu fragen. Es schickte sich, daß ein weitläufiger Verwandter, der als Aufseher in den Steinbrüchen bei Andernach angestellt war, ihm anbot, er wolle ihm dort für Beschäftigung sorgen; und Gregor, dessen Sinn von Jugend auf ins Weite gegangen war, nahm diesen Antrag um so lieber an, weil er ihm Gelegenheit verschaffte, seine Reiselust in etwas zu befriedigen. Elisabeth war freilich gar nicht damit einverstanden, ihren Gatten auf so lange und so weit von sich zu lassen; aber ihre Vorstellungen waren fruchtlos, und sie mußte sich in ihre schwere Lage schicken lernen. Wie gut war es, daß sie wußte, an wen man sich unter solchen Umständen wenden muß, um einen festen Halt zu haben und Trost zu finden! Sie war so glücklich gewesen, von frommen Eltern zum Beten und Bibellesen angeleitet zu werden, und der gute Same war in ihrem Herzen auf einen empfänglichen Boden gefallen. Wort Gottes und Gebet waren ihr zum Be-

dürsniß geworden; und sie konnte nicht ruhig einschlafen, wenn sie einen Tag das Eine oder das Andere versäumt hatte. Ihre erste schmerzliche Erfahrung im Ehestand war die Bemerkung, daß ihr Gatte weder die Bibel noch das Gebet sehr in Ehren halte, wonach sie sich freilich vorher genauer hätte erkundigen sollen. Als nun Gregor sich entschlossen hatte, nach Andernach zu gehen, fiel es ihr schwer auf's Herz, und mancherlei beunruhigende Gedanken gingen ihr durch die Seele. Sie sollte so allein zu Hause bleiben, ohne zu wissen, wovon sie leben könnte; und ihr Gatte sollte so fern von ihr sein, an einem Orte, wo er so mancher Gefahr für Leib und Seele ausgesetzt war, — und er betete nicht! Wie viel größer war da die Gefahr! — — Allein Elisabeth suchte diese bekümmernenden Gedanken durch die Hoffnung zu zerstreuen, daß sie durch um so ernstlicheres und fleißigeres Gebet im Stande sein würde, sich und ihrem Gatten den Schutz und die Hilfe Gottes zu erflehen.

Gregor ging nach Andernach ab. Die dortigen Steinbrüche liefern Mühl- und Tuffsteine, welche nirgends reicher und besser an-

getroffen werden. Der Tuffstein, welcher im Gebirge weich ist, und erst an der Luft sich verhärtet, wird mit Sägen herausgeschnitten, in Stampfmühlen zerstoßen und zu Traß gemacht. Dieser, mit Kalk verbunden, gibt einen vortrefflichen Mörtel, der durch Wasser nicht aufgelöst wird, und darum namentlich in Holland häufig gebraucht wird. Gregor wurde bei dem Steinsägen angestellt, und ihr könnet euch leicht denken, daß ihm dieses einkörmige Geschäft bald entleidete. Weil er aber doch einen ordentlichen Lohn bekam und Abends nach der Arbeit in einer Gesellschaft von Leuten seines Sinnes sich zerstreuen konnte, so hielt er länger aus, als es sonst seinem flüchtigen Geist behagt haben würde. Aber leider! konnte er in dieser Gesellschaft nicht viel mehr lernen als Possenreißen, Fluchen, Zanken und Trinken; und das ist's nicht, was einen Menschen glücklich macht. Aber Elisabeth? — Die saß zu Hause, und aß ihren Bissen Brod mit Thränen. In den ersten Wochen schickte ihr Gregor von Zeit zu Zeit einige ersparte Groschen zu, mit denen sie sich kümmerlich genug durchbrachte; aber je tiefer er in die Neze seiner leichtsinnigen

Gesellschaft verstrickt wurde, je mehr er den Versuchungen zur Verschwendung seines übrigen Geldes Gehör gab, desto mehr vergaß er seine Frau und seine Pflicht gegen sie; und endlich hörten seine Unterstützungen ganz auf, und Elisabeth vernahm nur bei Gelegenheit durch Andere, er habe sich dem Trunk und dem Müßiggang ergeben, und es werde mit ihm täglich schlimmer. Stellet euch ihren Kummer vor, als solche Nachrichten vor ihre Ohren kamen! Es war ihr nicht darum zu thun, daß sie nun kein Geld mehr von ihm zu hoffen hatte, — denn seit einiger Zeit hatte sie in einer Wollenspinnerei Arbeit und damit ihren nothdürftigen Unterhalt gefunden; — sondern sie jammerte um das ewige Seelenheil ihres Gatten, das er bei einer solchen Lebensart so leichtsinnig auf's Spiel setzte. Nach einiger Ueberlegung entschloß sie sich, ihn aufzusuchen und eine Probe zu machen, ob sie nicht durch ihre innige und treue Liebe sein erkaltetes Herz gewinnen könne. Das war freilich kein geringer Entschluß für eine junge, der Entbindung nahe Frau, einen Weg von achtzehn Stunden zu Fuß zu machen, um einen verwilderten Mann aufzusuchen, der

noch dazu vielleicht nicht einmal geneigt war, sie freundlich aufzunehmen und ihre aufopfernde Liebe anzuerkennen. Am bequemsten wäre sie freilich mit dem Postschiff gereist; aber sie hatte nicht so viel, um das Fahrgeld zu bezahlen. Am ersten Tag kam sie mit Noth nach Remagen, am zweiten spät erreichte sie Andernach. Sie konnte keine Nachtherberge finden außer in einem öffentlichen Wirthshaus, und auch da behielt man sie nur auf ihr dringendes Bitten. Während sie in einer Ecke der Stube an einem kleinen Tische saß, um eine Suppe zu essen, welche sie mit ihren stillen Thränen vermischte, hörte sie dem Gespräch einiger Männer zu, die am vordern Tische saßen, und denen sie es bald anmerkte, daß sie auch zu den Steinbruch-Arbeitern gehörten. „Was meinst du, Valentin“ — sagte Einer zum Andern — „wie's heut' Nacht dem Krau schmecken wird in seinem finstern Quartier? Der säß' auch lieber bei uns.“ — „In seinem finstern Quartier!“ Diese Worte fielen der armen Frau wie ein Donnerschlag auf's Herz. Aller Hunger war ihr vergangen; sie stand auf, wankte zu dem Tisch hin, und rief mit schmerzbewegter

Stimme: „Um Gotteswillen, sagt mir, wo ist mein Mann!“ — Die Männer, welche sie bisher gar nicht beachtet oder für eine Bettlerin gehalten hatten, sahen sich erstaunt um, und Valentin sagte: „Seid Ihr das Weib des Gregor Krau aus Köln? Nun tröstet Euch nur! Euer Mann sitzt wegen einer Schlägerei auf acht Tage im Thurm; und wenn er nicht so voll mit Schulden hienge, so glaub' ich, er würde lieber mit Euch nach Köln umkehren, als in Andernach länger Tuff sägen: denn das hat er mit Rösseln gegessen.“ — „O daß sich Gott über mich und ihn erbarme!“ klagte Elisabeth, „mußte ich das auch noch erleben! Aber, sagt mir, ist es denn nicht möglich, daß ich zu ihm ins Gefängniß gehen und mit ihm reden darf?“ — „Das kommt darauf an“ — erwiderte Valentin — „ob Euch der Gefangenwärter den Gefallen thun will oder nicht.“ — Damit mußte sich Elisabeth begnügen, und bat nun die Wirthin, sie zu ihrer Schlafstätte zu bringen. Müd war sie freilich genug, um schlafen zu können; aber der Kummer und die Sorge waren noch größer als die Müdigkeit, und trieben den Schummer weit von

ihrem Lager weg. Mit Weinen, Seufzen und Beten brachte sie die Stunden der Nacht zu; und sobald der Morgen graute, erhob sie sich von ihrem thränennassen Lager und suchte das Gefängniß auf. Sie mußte eine Stunde warten, bis der Schließer aufgestanden war, und brachte dann ihre Bitte bei ihm vor. Er wollte lange nicht daran, ihr zu willfahren; endlich aber auf ihr anhaltendes Bitten verstand er sich dazu, doch nur unter der Bedingung, daß er dabei anwesend sein dürfe, wenn sie mit ihrem Mann zusammenkomme.

— Gregor hatte die erste Nacht seines Lebens, welche er im Gefängniß zubachte, auch nicht viel geschlafen. Ein dunkles Gewirre von ungeordneten Bildern beunruhigte seine Seele, und es war ihm, als ob eine strafende Gestalt mit feurigem Finger auf dieses und jenes hindeutete, wo er sich versündigt und der warnenden Stimme im Gewissen zuwider gehandelt hatte. Unruhig wälzte er sich auf seinem Strohlager hin und her, um dieser nagenden Vorwürfe los zu werden; aber die schreckenden Bilder standen immer wieder vor ihm, und im Hintergrunde erblickte er die fast ganz vergessene Gestalt seiner Elsbeth,

bleich und abgehärmt und händeringend. Da knarrte der Schlüssel in der Thüre seines Kerkers; Gregor fuhr erschrocken aus seinen ängstlichen Träumen auf; es war, als ob der Schlüssel in seinem Herzen umgedreht worden wäre; ein Schauer gieng ihm durch Mark und Bein, und — siehe, da trat Elsbeth hervor. Er fuhr auf, ihr entgegen; plötzlich aber schien er sich zu besinnen, und wich zurück, als wäre er nicht werth, sie anzurühren. Sie aber fiel ihm um den Hals, und fieng an, ihre heißen Klagen auszuschütten, und mit dem Ausdruck der zartesten verzeihenden Liebe sein Herz zu schmelzen. „Laß mich los!“ — rief Gregor — „das halt’ ich nicht aus; ich bin deiner Liebe nicht werth; ich bin ein schlechter Mensch, der es nicht verdienet, daß ihn die Sonne anscheine, und bin deswegen in diesem finstern Kerker ganz am rechten Ort.“ Elsbeth aber, deren Thränen nun stromweise floßen, rief: „Nein, nein, ich lasse dich nicht mehr los, bis du mir versprichst, wieder zu mir zu kommen und bei mir zu bleiben, und ein anderer Mensch zu werden.“ — „O Elsbeth!“ — seufzte Gregor — „wenn du wüßtest, wie gern ich mit dir nach

Köln gienge; aber ich kann nicht, und es wäre für dein bekümmertes Herz zu viel, wenn ich dir sagen wollte, warum.“ — „Ich weiß Alles“ — erwiderte Elsbeth, die etwas ruhiger geworden war, während der Schließer sich immer noch die Augen wischte — „ich weiß Alles; es ist wegen deiner Schulden. Aber gibt es denn gar kein Mittel, diese zu tilgen? Laß uns doch darauf denken.“ — Gregor sagte: „Ich weiß keines.“ — „Wie hoch belaufen sie sich denn?“ fragte Elsbeth. — „Auf fünfzig Thaler.“ — „Nun, sollte sich denn Niemand finden, der uns fünfzig oder sechzig Thaler vorstreckte, wenn wir unser kleines Häuschen zum Unterpfand setzten? Wenn du als Tagelöhner fleißig arbeitest, und ich Tag und Nacht spinne, so können wir mit der Hilfe Gottes diese Schuld in einigen Jahren wieder abtragen.“ — „Ach! wie gern wollte ich fleißig arbeiten, wenn ich nur einmal wieder auf freien Füßen wäre!“ sagte Gregor. Elsbeth tröstete ihn: „Laß nur mich machen! Gott wird helfen!“ — Nun nahm das gute Weib zärtlichen Abschied von ihrem ungetreuen Manne, und gieng mit frischem Muth und unter anhaltendem Her-

zensgebet gerade zur Stadt hinaus, um ihren langen und mühseligen Heimweg wieder anzutreten. Eine Schiffsgesellschaft, die nach Düsseldorf fuhr, und mit der sie unterwegs in einem Gasthause zusammentraf, erbarmte sich ihrer und nahm sie mit nach Köln. Für diese Erleichterung ihrer Reise war sie Gott herzlich dankbar.

Raum war Elisabeth nach Hause gekommen, so gieng sie auch gleich zu einem Kaufmann, von dem sie wußte, daß er gegen die Armen freundlich sei, und legte ihm offenherzig ihre Umstände auseinander. Sie bat ihn um ein Ansehen von 60 Thalern, damit sie ihren Mann in Andernach loskaufen und noch etwas für die Kosten ihrer nahen Entbindung erübrigen könnte. Dagegen bot sie ihr kleines Häuschen zum Versatz an. Der Kaufmann, welcher die Redlichkeit der armen Frau sah, machte auch keine Schwierigkeit, und schickte noch denselben Tag die 50 Thaler an die Behörde in Andernach. Gregor kam noch eben recht zur Geburt eines Söhnleins, das aber am dritten Tage wieder starb. Dieß bekümmerte ihn sehr; Elisabeth aber tröstete sich leichter, weil ihr Hauptkummer hinweg war,

und sie nun doch ihren Mann wieder hatte. Der barmherzige Kaufmann, welcher den armen Leuten in ihrer Noth ausgeholfen hatte, wollte nun noch weiter helfen, und machte Gelegenheit, daß Gregor in seinem Hause Tagelöhner-Arbeit bekam. Wie froh war die gute Elisabeth, als sie das hörte! Eine Zeit lang gieng es gut. Gregor hatte die Bitterkeit der Sündenfrüchte verschmeckt, und so lange ihm dieser bittere Geschmack im Munde blieb, gelüstete es ihn nicht, auf's Neue von denselben zu kosten. Er hatte auch nichts dagegen, wenn die fromme Elisabeth ihm aus der Bibel vorlas, oder in seiner Gegenwart ihr Herz vor Gott ausschüttete. Aber freilich zeigte er auch keinen Trieb, selbst zu lesen und selbst zu beten; freilich schlies er manchmal über dem Lesen und Beten ein, und konnte zuweilen auch unwillig werden, wenn ihn Elisabeth wegen seiner Kälte und Gleichgiltigkeit liebend warnte. „Was thu' ich denn Unrechtes?“ — konnte er sagen — „ich arbeite fleißig; ich gehe in kein Wirthshaus, ich verschwende nichts; und doch hast du immer an mir zu tadeln. Das viele Beten und Lesen macht's nicht aus.“ — Was

dünkt euch von Gregors Herzenszustand? Mir ist bange für ihn. Wenn Gottes Wort langweilig ist und das Gebet zur Last, der ist in einer gefährlichen Lage; er mag sich sonst noch so regelmäßig aufführen. Ich will's euch daher nur lieber gleich sagen, weil es doch herauskommen muß, daß Gregors Besserung nicht gründlich und durchgreifend gewesen ist: denn er hatte sich nur vor Menschen gedemüthigt, aber nicht vor Gott, und darum ließ es Gott zu, daß er auf's Neue fiel. Ach! durch wie viele Umwege gehen doch manche Menschen, bis sie die wahre Ruhe gefunden haben! Als wenn eins von euch Berliner Kindern nach Charlottenburg wollte und giengte vor dem Brandenburger Thor, statt geradezu, rechts, und käme zu den Moabitenzelten und kehrte dann um, und verirrte sich abermals, und käme dann in die Charité oder ins Invalidenhaus. O suchet doch den geraden Weg, und wenn ihr ihn nicht wißet, so nehmet die Landcharte dazu, auf welcher er gezeichnet ist. Wißet ihr, was ich für eine Landcharte meine?

In Gregors Seele wurde der Eindruck der Erinnerung an die schmerzlichen Begeg-

nisse in Andernach, die er sich durch seinen Leichtfinn zugezogen, immer schwächer, und in demselben Grade verstärkte sich auch wieder die Lust zur Zerstreuung und der Trieb ins Weite und Freie. So gewiß ist es, daß auch eine an sich unschuldige Neigung, wenn sie nicht nach dem Willen und Gebot Gottes eingeschränkt wird, einen Menschen in namenloses Elend führen kann. Denn so gieng es unserem Gregor. Wenn er auf der Schiffbrücke stand, die nach Deuz führt, und ein Schiff den Rhein hinabfahren sah, so wandelte ihn eine fast unwiderstehliche Lust an, auch so ins Blaue hinein zu fahren und zu sehen, was hinter den letzten Bergen liege. Nicht lange widerstand er diesem Reiz, nachdem er einmal in seiner vollen Stärke erwacht war. Wie hätte er auch können! Wo nur Ein Wille ist, was soll den bezwingen? Und damit auch ein guter da sei, der den bösen überwinden könne, muß ein Mensch sich schon zu Gott bekehrt haben. Gregor traf in der Stille die nöthigen Einleitungen, und erklärte dann seinem Dienstherrn und seiner Gattin rund heraus, daß ihm sein bisheriges Geschäft unausstehlich sei, und daß er entschlos-

sen sei, in Zukunft das Schiffergeschäft zu betreiben.

Alle Vorstellungen, so wohlmeinend und gegründet sie auch waren, fruchteten nichts; Gregor hatte auf einem Schiffe Dienste genommen, das regelmäßige Fahrten mit Handelsgütern nach Holland machte. Seine Elsbeth tröstete er damit, daß die Fahrt nicht gefährlich sei, daß er etwas dabei verdiene, und daß er ja doch allemal wieder auf Stunden und Tage nach Hause komme. Dieß war aber nicht hinlänglich, ihre Thränen zu trocknen: denn sie sah tiefer in sein Herz, und merkte wohl, daß bloß die Zerstreuungssucht und die Freude am wilden freien Schifferleben ihn zu diesem Entschlusse gebracht habe. Aber sie mußte sich darein ergeben, und dachte: Ich muß eben noch mehr schweigen und leiden und beten lernen. Gregor fuhr ab; Elsbeth begleitete ihn mit ihren Gebeten, und harrte mit ängstlicher Sehnsucht auf die Rückkehr des Schiffes. Wie freute sie sich, als eines Abends, da sie in ihrem einsamen Stübchen saß, und eben den Vers sang:

Weg' hat er allerwegen,
An Mitteln fehlt's ihm nicht zc.

die Thüre sich aufthat, und Gregor mit heiterem Angesicht hereintrat! „Sieh, da hab' ich dir was mitgebracht“ — rief er ihr entgegen — „damit du siehst, daß mein Geschäft kein Bettelgeschäft ist.“ Es waren einige Kleidungsstücke, welche Gregor in Holland gekauft hatte. Das war's aber nicht, was Elsbeth freute; sondern das freundliche Aussehen ihres Mannes, mit dem sie so gern im Frieden leben wollte. Er blieb zwei Tage da, dann gieng die Reise wieder an. Nach und nach gewöhnte sie sich daran, ihn im Sommer nur auf einzelne Tage bei sich zu sehen, und hoffte, wann der Winter komme, wo die Schifffahrt aufhört, so werde er auch wieder zu Hause bleiben, und seine Arbeit bei dem Kaufmann wieder anfangen, die ihm immer noch offen stand. Aber ihre Hoffnung wurde sehr getäuscht. Gregor fand ein solches Behagen an dem mitunter ziemlich müßigen Schifferleben, daß er alle Lust zu anstrengender Arbeit verlor; und als der Winter kam, suchte er die Gesellschaft seiner Berufsgenossen auf, trieb sich mit ihnen im Müßiggang und in den Wirthshäusern herum, und brachte das wenige Geld,

das ihm übrig geblieben war, in kurzer Zeit durch. Als er nichts mehr hatte, arbeitete er wieder ein paar Tage, um einige Groschen zu verdienen, die er dann wieder verschwelgte, und so verstrich der ganze Winter in beständigem Wechsel von Arbeit und Zerstreuung. Seiner Gattin brachte er selten etwas Geld nach Hause, und sie mußte sich und ihn mit Wollenspinnen, bis tief in die Nacht hinein, ernähren. Machte sie ihm freundliche Vorstellungen, so giengen sie ihm wohl zu Herzen; aber weil er nicht stark genug war, seinem Sündenleben zu entsagen, so vermied er ihre Gesellschaft so viel als möglich, um nicht von ihren liebevollen, aber eben deswegen um so tiefer einschneidenden Vorwürfen gepeinigt zu werden. So wurde das Uebel immer ärger. Elisabeth litt tief und schmerzlich, und wurde von Gram fast verzehrt, denn sie hatte keine vertraute Seele, der sie ihren Kummer klagen, und von welcher sie Trost empfangen konnte. Nur Einer hörte sie an, nur Einem konnte sie Alles klagen, und das war der, zu dem sie betete, und der ihr immer wieder Kraft und Muth verlieh, ihre schwere Last weiter zu tragen. Einige Jahre

gieng es so fort. Im Sommer war Gregor auf dem Rhein, im Winter brachte er die Zeit mit Schwelgen und Müßiggehen zu. Und doch war ihr der Winter lieber als der Sommer. Kömnet ihr errathen warum?

2.

Indessen hatte Elisabeth zwei Kinder geboren, welche sie manche Stunde beschäftigten und erheiterten. Ihre Liebe, die von Gregor so kalt zurückgewiesen wurde, hatte nun doch einen Gegenstand, wo sie sich ohne Rückhalt äußern konnte und erwidert wurde. Zuweilen kamen freilich sorgliche Gedanken in ihr Herz, wie es ihr und ihren Kindern noch gehen werde, wenn ihr Gatte so fortfahre, sich immer mehr in die Welt und in die Sünde zu verlieren, und seine Familie zu vernachlässigen; aber sie richtete sich wieder an den Verheißungen Gottes auf: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.“ — „Der Vater der Waisen, und der Richter der Wittwen.“ — „Sollte Gott nicht retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht

rufen?^a u. s. w. Unter den Liedern, welche sie zu ihrer Erheiterung sang — denn abwechselnd floß bei ihr immer die Thränenquelle oder die Viederquelle — war auch folgendes Hausmutterlied. Wo sie es her hat, weiß ich nicht. Es steht in keinem Gesangbuch.

Dreifach ist der Sorgen Maß,
Die des Hauses Mutter drücken.
Will sie durch das trübe Glas
In des Lebens Zukunft blicken,
O! so sind die frohen Stunden
Bald auf lange Zeit verschwunden.
Erstens sorgt sie für das Haus,
Daß in Ordnung es bestehe;
Daß die Eintracht seh' heraus,
Daß die Arbeit stille gehe:
Und so wirkt sie spät und frühe
Mit der Martha reger Mühe.
Doch sie will auch gerne theilen
Der Maria schönes Loos:
Denn die Lebensstunden eilen,
Und das Ew'ge nur ist groß.
Für der Seele Heil zu sorgen,
Fleht sie Abends und am Morgen.
Und wie für die eig'ne Seele
Ringt sie für der Kinder Heil,
Daß von Allen keines fehle,
Die ihr worden sind zu Theil;

Daß in ihres Hauses Kreise
Ja der Feind nicht Lücken reiße.

Doch wenn Jesus sie hilft tragen
Werden alle Lasten leicht!

Keine Sorge darf mehr nagen,
Wenn er uns die Hände reicht.
Er gibt Weisheit zum Geschäfte;
Er gibt Segen, er gibt Kräfte.

D'rum die Sorgen nur hinüber
Auf den treuen Freund gelegt,
Der, sei's heller oder trüber,
Zärtlich stets die Seinen pflegt.
Was er bisher gut gehalten,
Darin laß ihn ferner walten!

Ja, laß ihn ferner walten, Elisabeth!
Hoffe auf ihn, du hast's nöthig. Es kommen
schwere Stunden! —

Gregor freute sich zwar im Anfang auch
über die Geburt seiner Kinder; aber das
häusliche Leben hatte keine Reize mehr für
ihn, und auf dem Neumarkt in Köln oder
auf dem Fischmarkt in Rotterdam gefiel es
ihm viel besser als in dem engen Stübchen
bei seiner Elisabeth, und sein unruhiger Geist
trieb ihn bald wieder hinaus. Auf einmal
hieß es, als das Schiff aus Holland zurück-
kam: „der Gregor Krau ist nicht mitgekomm-

men, der hat sich zu einer Seereise anwerben lassen.⁴ — Niemand gab sich die Mühe, diese Schreckensbotschaft der armen Frau auf eine schonende Weise beizubringen; sie hörte es zufällig, als ein Nachbar es dem andern erzählte, und sie fiel beinahe in Ohnmacht. Nun war das Maß des Jammers voll. Der Mann fort, die Schuld nicht bezahlt, aller Borrath, der ohnehin nie groß gewesen, verzehrt! Als sie allein war, hatte sie sich kümmerlich mit ihrer Hände Arbeit ernährt; nun waren auch noch zwei Kinder da, die essen wollten, und gerade diese machten es ihr unmöglich, so viel zu arbeiten und Geld zu verdienen wie vorher. Ihr werdet denken: da ist guter Rath theuer. Ich sage aber: nein, er ist wohlfeil, und darf Eins nur seine Bibel nehmen, und aufschlagen Matth. 6, 25—34. Elisabeth hatte nicht einmal so viele Mühe damit. Sie hatte eben durch das offene Fenster den Nachbar sagen hören, daß Gregor Frau auf's weite Meer gegangen sei, und vom Schrecken erschüttert, setzte sie sich auf den Stuhl am Ofen. Ihre Kniee schlotterten, und kalter Angstschweiß lief ihr über die Stirne, während ein ganzes Heer von

Sorgen ihr Herz bestürmen wollte, denen sie nur mit Gewalt durch tiefes Seufzen zu Gott widerstehen konnte. Ihren beiden Kindern hatte sie eben das letzte Stückchen Brod ausgeheilt, und davon lagen noch Brosamen auf dem am Fenster stehenden Tische. Siehe, da erschien ein Späzchen (Sperling) unter dem Fenster, hüpfte ein wenig hin und her, als ob es forschen wollte, ob's in der Stube gehener sei, und trippelte dann herüber auf den Tisch, um die kleinen Brosamen aufzupicken. — „Sieh doch“ — sagte Elsbeth zu sich selbst — „ich bin so arm, und doch habe ich noch etwas für Andere übrig. Und Gott ist so reich, und sollte nichts für mich und meine Kinder übrig haben! Sind wir denn nicht viel besser als viele Sperlinge?“ — Und voll freudigen Vertrauens auf den reichen und gütigen Gott warf sie sich auf ihre Kniee nieder, und leerte ihr volles Herz vor ihm aus. — Ihr Glaube wurde auch nicht zu Schanden. Durch Verwendung des wohlthätigen Kaufmanns, der schon einmal aus der Noth geholfen hatte, erhielt sie von Zeit zu Zeit eine Unterstützung, welche neben ihrem Arbeitserwerb hinreichend war, ihr und

ihren Kindern die nöthige Nahrung und Kleidung zu verschaffen. Täglich betete sie für ihren verirrtten Gregor, und ihre hauptsächlichste Sorge war, ihre Kinder in der Furcht Gottes zu erziehen. Damals bestand die Armenschule noch nicht, welche seit 1824 so manchen armen Kindern Unterricht verschafft hat, und Elisabeth war genöthigt, ihre Kinder selbst zu unterrichten, ein Geschäft, dem sie sich gern unterzog. Ihre ganze Bücher-Sammlung bestand aus einer Bibel, einem Gesangbuch und einem alten Gebetbuch. Aber diese Bücher waren hinreichend, um ihre Kinder lesen zu lehren, und als sie es einmal gelernt hatten, ihnen Stoff zur Belehrung, Erbauung und Unterhaltung zu gewähren. Justus und Anna, so hießen die beiden Kinder, hatten große Freude am Lesen, und weil sie nichts Anderes zu lesen hatten, so lasen sie immer wieder in der Bibel, und wurden auf diese Weise genau mit derselben bekannt. Weil sie keine Schule besuchten, und auch sonst mit Niemand Umgang hatten, so hatten sie keine anderen Vorstellungen von der Welt als solche, die aus der Bibel hergenommen waren. Allem gaben sie biblische

Namen: den Rhein nannten sie „Jordan,“ das Sieben-Gebirge nannten sie „Berge Gilboa,“ unter den vielen Weinbergen in der Stadt suchten sie einmal den „Weinberg Naboths.“ Anna fragte sogar einmal einen Juden auf der Straße: „Warum habt ihr denn den Heiland gekreuzigt?“ und Justus hatte große Angst, sein Vater möchte wie Jonas von einem Walfisch verschlungen werden. Auf einem freien Platz hatten sie ein steinernes Crucifix gesehen, und nannten den Platz von da an immer „Golgatha,“ und in der Salzgasse wohnte ein gewisser Paulus; deßwegen mußte sie die „richtige Straße“ heißen, ob sie gleich krumm genug ist. Unten am Rhein wohnte ein Gerber, und es fiel ihnen gleich der Gerber Simon ein, der am Meere wohnte; ja sie konnten nicht begreifen, daß der Mann nicht Simon heiße. Als sie einmal einige vornehme Geistliche in ihrer Amtstracht aus dem Dom herausgehen sahen, erzählten sie zu Hause, daß sie den Hohenpriester und die Schriftgelehrten gesehen hätten, und als ein Mann mit einem Kameel sich in den Straßen sehen ließ, meinten sie, es sei Elieser, Abrahams Knecht.

Natürlich wurden sie mit den Jahren klüger, und lernten besser unterscheiden, aber die Vorliebe für das gelobte Land blieb ihnen, und für alles, was an die Geschichten der heiligen Schrift erinnert. Von Jerusalem sprachen sie nur mit Ehrfurcht und Sehnsucht, und ich habe noch ein Lied, das sie zuweilen miteinander sangen. Woher sie es hatten, weiß ich nicht. Es lautet so:

Geh' ich durch's Feld, durch's stille Thal,
Blick' ich zu Hö'h'n empor,
So schwebest du doch allemal,
Jerusalem, mir vor.

Vergessen kann ich deiner nicht,
Noch deiner heil'gen Pracht:
Ich seh' dich in der Sterne Licht
Und in der Wolken Nacht.

Ihr Hügel, wo der Glanz des Herrn
Sich einst herabgesenkt,
Zu euch erhöb' mein Herz sich gern,
So oft es euer denkt.

Schön ist's um deine Ufer her,
Du See Genezareth;
Noch schöner dort am weiten Meer,
Wo hoch der Carmel steht.

Und Tabor's Licht und Gilead
Und Bethlehems Gefild';
Und Jericho, die Palmenstadt,
Und Cana, still und mild.

Doch über allen ragesst du,
Jerusalem, hervor:
Die gold'nen Zinnen streckst du
Zum Himmel hoch empor.

Am Delberg und auf Golgatha,
Da ruht mein müdes Herz:
Was dort so wunderbar geschah,
Das stillt meinen Schmerz.

3.

Iustus war ungefähr sechs Jahre alt, als er seine Mutter einen Brief an ihre Schwester schreiben sah, welche seit Kurzem an einen armen Handwerker in Neuwied verheirathet war. Sie hatte gehört, daß diese Schwester krank sei, und wünschte das Nähere darüber zu erfahren. Als der Brief gesiegelt war, trug sie ihn zur Post, und die Kinder blieben indessen zu Hause. Am folgenden Tage fragte Iustus mehr als einmal, wie sich die Kranke befinde. Die Mutter sagte: „Ich

weiß es nicht, aber übermorgen werden wir es erfahren.“ Der Tag kam, der Briefträger klopfte an der Hausthüre, und brachte einen Brief, der zwei Groschen kostete. Als die Mutter ihn gelesen hatte, sagte sie dem Knaben, daß ihre Schwester wieder besser sei. Das freute ihn sehr, und er erzählte es gleich seiner Schwester Anna, als sie nach Hause kam.

Bald nachher stieg der kleine Justus an, sich mit Schreiben auf eine Schiefertafel zu unterhalten. Er schrieb ganz seltsam=aussehende Briefe, die außer ihm Niemand verstehen konnte, an denen aber er selbst große Freude hatte. Nun schenkte ihm gar Jemand einen Bleistift und ein kleines Buch mit weißem Papier, auf welches er zeichnen und schreiben konnte. Das war eine Freude! Es werden sich Manche unter euch wohl auch noch der Zeit erinnern, wo ihr zum ersten Mal das Schreiben und Zeichnen probirt habt. Ich kann mir noch recht gut denken, wie ich vor vielen Jahren zum ersten Mal versuchte, auf eine Schiefertafel zu zeichnen. Ich wollte einen Mann machen, aber wie der Kopf fertig war, machte ich gleich die Beine

und die Arme d'ran, und der Mann hatte keinen Leib. Das sah wunderlich aus, etwa wie sich ein Sklavenhalter in Amerika seine Sklaven vorstellen mag, als ob sie bloß Hände und Füße hätten zum Arbeiten, und nicht auch einen Magen, der etwas will. Dann gibt's aber freilich auch Leute, die leben, als ob sie bloß Maul und Magen hätten zum Essen, und nicht auch Hände und Füße zum Arbeiten. — Justus dachte nun, er wolle einen Brief an seinen Vater schreiben, und ihm sagen, er solle doch bald wieder kommen. Er bat seine Mutter um ein Blatt Papier und um eine Oblate: sie gab ihm Beides, und nun war er den ganzen Abend fleißig hinter dem Schreiben her. Ein Paar Tage darauf kam einer von Gregors ehemaligen Schiffskameraden auf Besuch. Elsbeth sagte zu ihrem Knaben: „Nun, Justus, gib deinen Brief her; der Nachbar Jansen will ihn mitnehmen und besorgen.“ Justus sagte: „Er ist schon fort; ich habe ihn gleich den Tag nachher auf die Post gegeben.“ — „Das hättest du nicht thun sollen,“ erwiderte die Mutter, „er kostet ja mehr, als er werth ist.“ — Als sie weiter darüber nach-

dachte, verwunderte sie sich, wie der kleine Knabe so weit habe hinaufreichen können, um den Brief in den Briefkasten zu stecken. Ueberdieß konnte sie sich nicht erinnern, ihn auf der Straße gesehen zu haben. Sie fragte ihn genau aus, konnte aber nicht herausbringen, wo er den Brief hingebracht haben könnte. So oft der Briefträger am Hause vorbei kam, fragte ihn Justus, ob er keinen Brief für ihn habe: denn er meinte immer, es werde eine Antwort von seinem Vater kommen; aber es kam keine. — Eines Tages, als Justus mit seiner Mutter und Schwester einen Ausgang machte, sagte er: „Nun will ich euch die Post zeigen, wo ich meinen Brief abgegeben habe, und führte seine Mutter zu einem alten hölzernen Pfosten in einem dunkeln Gäßchen, der oben vom Regen ziemlich ausgehöhlt war. In diese Aushöhlung hatte der Knabe seinen Brief gelegt, der natürlich jetzt nicht mehr da lag. Die Mutter mußte darüber lachen, daß er die Post mit einem Pfosten verwechselt hatte. Als sie weiter giengen, fragte Justus: „Mutter, glaubst du, mein Brief sei richtig zum Vater gekommen?“

Mutter: Nein, mein Kind, gewiß nicht. Wer hätte ihn denn nehmen sollen?

Iustus: Das weiß ich nicht; aber als du deinen Brief auf die Post gabst, so wußtest du doch, daß er an Ort und Stelle kommen werde, und wußtest auch, wie lange es anstehe, bis eine Antwort komme.

Mutter: Freilich; aber das Postamt ist auch etwas ganz Anderes als dieser alte Pfosten. Das ist ein Haus, wo man die Briefe abgibt, und von wo sie dann in alle Gegenden ausgeschiedt werden. Da kommen dann die Postkutschen, und nehmen die Briefe mit an alle die Orte, wo die Leute wohnen, an welche sie geschrieben sind. Sieh nur, was für eine dankenswerthe Sache die Schreibkunst ist. Da kann man auf einem halben Bogen Papier seinem entfernten Freunde Alles so deutlich sagen, als ob man mit ihm redete. Und was für eine bequeme Sache ist die Postanstalt, durch welche man für einige Groschen einen Brief fünfzig Stunden weit so sicher und schnell befördern kann! Was wäre das für eine Mühe, für ein Geld- und Zeit-Verlust, wenn Jeder seine Briefe

selbst forttragen, oder jedes Mal einen eigenen Boten schicken müßte!

Justus: Ja, ich will froh sein, wenn ich einmal so gut schreiben gelernt habe, daß man's lesen kann. Ich will mir recht Mühe geben, es zu lernen, und wenn ich wieder einmal einen Brief schreibe, will ich Achtung geben, und ihn auf die rechte Post bringen. Ich sehe nun wohl, warum mein Brief verloren gegangen ist, weil ich ihn an einen Ort hingelegt habe, wo Niemand war, der ihn hätte besorgen können.

Mutter: Ganz richtig, Justus. Nun will ich aber noch etwas Anderes sagen, das noch wichtiger ist als Briefe und Posten.

Justus: Was ist denn das, Mutter!

Mutter: Ich muß alle Tage eine Menge Wünsche und Bitten an einen Ort hin bringen, wohin keine Post geht, und so du auch. Weißt du wohl, was ich meine?

Justus: Nicht wahr, das Gebet zu Gott?

Mutter: Ja, mein Kind! Wir brauchen alle Tage Nahrung und Kleider und manche andere Dinge von der Güte Gottes: denn er ist's, der alle Dinge für uns wachsen läßt.

Er schenkt uns Gesundheit und Kraft zum Arbeiten, und er schenkt euch kleinen Kindern Freunde, die für euch sorgen. Um alle diese Dinge müssen wir ihn bitten, sowie um die Vergebung der Sünden und um die Hilfe seines heiligen Geistes.

Justus: Mutter! ich bete zu Gott.

Mutter: Und denkst du, deine Gebete werden erhört?

Justus: Ich weiß nicht, Mutter. Glaubst du?

Mutter: Wenn wir auf die rechte Weise bitten, so werden wir gewiß erhört; denn Gott hat es versprochen.

Justus: Wie muß man es denn machen, um auf die rechte Weise zu bitten?

Mutter: Weißt du noch, warum dein Brief verloren gegangen ist? Du hast ihn einem todten hölzernen Stock übergeben; der konnte ihn nicht weiter schicken. Der meinige aber kam an Ort und Stelle, weil ich ihn dahin legte, wo lebendige Menschen ihn in Empfang nehmen und weiter befördern konnten. Nun gibt's unverständige Leute, die machen's bei'm Beten gerade wie du mit deinem Brief. Sie wenden sich an ein todt's

Stück Holz oder Stein, das zwar in eine Gestalt geschnitzelt und gemalt und verziert sein kann, aber nichts hört und nichts sieht und nicht gehen kann, also auch nicht helfen. Was können solche Gebete nützen? Wer aber auf die rechte Weise beten will, der betet zu dem lebendigen Gott, der Alles hört und sieht und kann, und mit dem uns der Herr Jesus bekannt gemacht hat. Den kann man zwar nicht sehen, aber nicht deswegen, weil er weit weg ist, sondern gerade deswegen, weil er nahe ist: denn weil er überall ist, muß er unsichtbar sein. Es ist von uns bis zum lieben Gott nicht so weit, wie von hier nach Neuwied; und wenn wir gleich beten: „Unser Vater in dem Himmel!“ so heißt das nicht so viel, als ob er nicht auch auf der Erde wäre. Aber auf Erden sehen wir nur seine Kraft; im Himmel sieht man auch seine Herrlichkeit. Wie könnten wir sonst beten: „Gib uns unser täglich Brod!“ wenn er nur im Himmel wäre? Da müßte er es ja vom Himmel herabfallen lassen, und er läßt es doch aus der Erde wachsen.

Institut: So hört Gott Alles, was wir reden?

Mutter: Freilich; vergiß das nur nie. Er ist uns überall nahe, und deßwegen dürfen wir auch daheim in unserem Kämmerlein zu ihm beten, und brauchen nicht allemal in die Kirche zu gehen, wenn wir beten wollen. Wenn ich Einem, der weit von hier wohnt, etwas zu wissen thun will, so muß ich einen Brief schreiben, und muß gehen und ihn auf der Post in den Briefkasten werfen; wenn ich aber drüben dem Nachbar Peter etwas zu sagen habe, so wär's wunderbarlich, wenn ich's in einen Brief schreiben und den Brief auf die Post tragen wollte. Verstehst du nun, was das heißt: auf die rechte Weise beten?

Iustus: Noch nicht ganz.

Mutter: Nun siehe, wenn ich einen Brief auf die Post trage, so habe ich eine dreifache Ursache zu hoffen, daß er an den rechten Ort kommen werde. Denn für's Erste habe ich ihn an den gehörigen Ort abgegeben, wo, wie ich weiß, Leute sind, die ihn weiter besorgen. Sodann weiß ich, daß jeden Tag hundert und tausend Briefe auf diesem Wege richtig besorgt werden. Und endlich habe ich selbst schon auf diesem Wege Antworten

auf meine Briefe bekommen, und weiß daher, daß diese an den Ort gekommen sind, wo ich sie haben wollte. So ist's nun auch mit dem Gebet. Wenn ich in meinem Kämmerlein zu dem lebendigen Gott bete, so weiß ich, daß dieses Gebet erhört wird: denn Gott hat mir in seinem Wort befohlen, also zu beten, und hat versprochen, er wolle ein solches Gebet erhören. Ich weiß aber auch von Hunderten und Tausenden zu allen Zeiten, welche so gebetet haben und erhört worden sind. Von Vielen habe ich in der Bibel gelesen, und Manche habe ich selber gekannt. Mein Vater und meine Mutter haben es auch so erfahren. Und das ist noch nicht Alles. Ich habe selbst schon oft in meiner Noth zu Gott gebetet, und er hat mich erhört und hat mir geholfen.

Justus: Mutter, du hast vorhin gesagt, Gott habe dir befohlen, so zu beten, steht denn auch etwas von dir in der Bibel?

Mutter: Nicht namentlich; aber was in der Bibel steht, das geht mich und dich und uns Alle an. Wenn er sagt: „Bittet, so wird euch gegeben,“ so steht kein Name

dabei; aber es sind Alle, Justus und Peter und Johannes und Elisabeth gemeint.

Justus: Beten denn alle Menschen?

Mutter: Nein, mein Kind! leider leben viele Tausende in den Tag hinein, die nicht zu Gott beten und ihm nicht danken.

Justus: Gibt denn Gott solchen Leuten auch Speise und Kleider?

Mutter: Ja, mein Kind; er ist gütig auch gegen die Undankbaren und Gottlosen.

Justus: Aber Mutter, werden ihnen auch ihre Sünden vergeben?

Mutter: Nein, Justus. Geistliche Güter gibt Gott nur denen, welche sie zu schätzen wissen, und deswegen darum bitten. Vor einigen Tagen habt ihr den unglücklichen Mann gesehen, der in's Gefängniß geführt wurde, weil er den Tod verdienet hat. Wenn man ihm nun gesagt hätte, daß ihm der König das Leben schenken werde, wenn er ernstlich darum bitte, meinst du, er würde vergessen haben zu bitten?

Justus: Gewiß nicht.

Mutter: Aber meinst du, der König würde ihm verzeihen, wenn er nicht einmal

seine Schuld bekennen und um sein Leben bitten wollte?

Iustus: Nein, gewiß nicht.

Mutter: Sieh, so kann auch Gott den Sündern nicht vergeben, wenn sie nicht ihre Schuld eingestehen und von ganzem Herzen rufen: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Vergiß das nie!

4.

Gewiß hört ihr gern noch mehr von diesen beiden Kindern. Nun, es sei! Ihr sollt sogar eine kleine Reise mit ihnen machen. Elisabeth hatte, wie ihr wißt, eine Schwester in Neuwied. Diese hatte schon oft gewünscht, sie mit ihren Kindern bei sich zu sehen. Aber die Schwierigkeit, die Reisekosten aufzutreiben, war bisher immer im Wege gestanden. Nun fügte sich's, daß der gut-herzige Kaufmann, dessen Schuldnerin Elisabeth war, ein Schiff mit Waaren nach Neuwied schickte, und er erlaubte es, daß Elisabeth sammt ihren Kindern die Reise auf diesem Schiffe machen durfte. Ihr hättet

die Freude dieser armen Kinder sehen sollen, als sie das von der Mutter erfuhren. Sie konnten in der letzten Nacht fast kein Auge zuthun vor lauter Freude, denn bis jetzt waren sie noch nicht weit über die Mauern der Stadt Köln hinausgekommen. — So fuhren sie denn auf dem schönen Flusse dahin, und konnten nicht satt werden, die herrlichen Ufer anzuschauen, und immer wieder fragten sie, wenn eine Stadt oder ein Dorf am Ufer sichtbar wurde: „Ist das Tiberias? Ist das Capernaum? Hat dort Johannes getauft?“ Denn sie wußten von keinen Orten als solchen, die in der Bibel standen, und unter allen Flüssen war der Jordan immer der erste. Endlich kamen sie nach Neuwied. Diese freundliche Stadt mit ihren geraden Straßen und hübschen Häusern gefiel ihnen viel besser als das alte, finstere Köln mit seinen krummen und engen Gassen, und wenn sie einen Tempel und einen Delberg gesehen hätten, so hätten sie wohl denken mögen, sie seien schon in Jerusalem. Das Haus, wo Elisabeth's Schwester wohnte, war bald gefunden. Ihr Mann war ein Handschuhmacher, der sich mit seiner Hände Arbeit sparsam, aber

ehrlich nährte. Die guten Leuten freuten sich sehr über den Besuch, und boten in ihrer Armuth Allem auf, um die vielgeprüfte Elisabeth und ihre Kinder zu erheitern. Bei den Letzteren bedurfte es dazu nicht viel, sie waren wie im Himmel, und ihre Mutter war froh, einmal wieder bei Leuten zu sein, die sie verstanden, und mit denen sie von ihren Herzens-Erfahrungen reden konnte, denn die beiden Leuten waren fromm und fürchteten Gott.

Am folgenden Tage war Jahrmarkt in Neuwied; da hatten die beiden Kinder gar viel Schönes zu sehen. An Lust fehlte es ihnen auch nicht, dieß und das zu kaufen, aber wohl an Geld, und der arme Handschuhmacher Justen hatte auch nichts Uebriges, was er vielleicht noch nie so schmerzlich gefühlt hatte als jetzt, da er den armen Kindern so gern eine Freude gemacht hätte. Doch kaufte er ihnen einen illuminirten Kupferstich, auf welchem Jerusalem vorgestellt war, und an dem sich Justus und Anna höchlich ergösten, ob er gleich nur etliche Groschen gekostet hatte. Da er aber aus Anlaß des Jahrmarkts eben noch einige Paar Handschuhe

verkauft hatte, so wollte er den Kindern noch eine Freude bereiten, und führte sie in ein Haus, wo ein Guckkasten zu sehen war. Der Eintritt kostete nur Einen Groschen für den Kopf, was Meister Justen gern bezahlte. Die Kinder waren voll Erwartung. — „Herein! herein! ihr Knaben und Mädchen!“ — rief der Eigenthümer des Guckkastens, als Justus und Anna kamen — „es kostet nur Einen Groschen! Herein! herein! Platz genug da! Ihr sollt Etwas zu sehen bekommen, das der Mühe werth ist. Schmieget euch zusammen, meine kleinen Herrschaften, es kommen noch mehr. Nun denn, zum letzten Mal herein! Nur Einen Groschen! Es geht jetzt an. Die Thüre wird geschlossen, und ihr werdet darum kommen, Etwas zu sehen, was alle Kinder am ganzen Rhein hinunter von Mainz bis Wesel sehen sollten. So, jetzt die Thüre zu. Laßt sehen! Wie Viele seid ihr? Eins, zwei, drei, — — — acht, und der kleine Knabe da hinten mit der ledernen Kappe sind neun; — gerade die rechte Zahl: denn es sind just neun Gläser zum Hineinsehen. Nun sehe ein Jedes durch ein Glas; da sollt ihr merkwürdige Dinge sehen

und hören. Gebt Achtung auf das kleine Mädchen mit dem blauen Hut. Seid ihr Alle gerüstet? Nun wohl, so wollen wir anfangen.

„Hier ist zuerst eine schöne Vorstellung von einer Buchdrucker-Werkstatt zu schauen; sehet, da links drüben erblicket ihr die Arbeiter, welche die Buchstaben zusammensetzen. In der Mitte stehen die Druckerpressen: man hat die ganze Tafel voll Buchstaben mit Druckerschwärze überfahren und sie dann in der Presse auf das Papier abgedruckt. Schauet nur, wie fleißig die Leute arbeiten! Rechts drüben liegen die gedruckten Bogen aufeinander, und in den hintern Zimmern, wo die Thüre offen steht, werden die Bücher gebunden. Seht ihr dort in der Ecke rechter Hand das Packhaus? Alle die Ballen, die da aufeinander liegen, sollen fortgeschickt werden. Da sind Bibeln, Testamente, Traktate, Schulbücher; die sollen alle über das weite Meer hinüber, um die armen Bewohner der Heidenländer weiser und besser zu machen. Habt ihr's jetzt genug gesehen? Nun will ich ein anderes Bild aufrollen.

„Hier ist in Lebensgröße zu schauen das

Bild von zwei Missionaren, welche eben im Begriff sind, abzureisen. Sie wollen in einem großen Schiff über die wogende Meeres-tiefe fahren und jene großen Päckc mitnehmen, die ihr auf dem letzten Bilde habt aufeinander liegen sehen. Sie verlassen ihre Familien, Freunde, Landsleute und ihr Vaterland, um sich der armen Heiden anzunehmen, ihnen gute Botschaft zu bringen, und das unwissende Volk zu bewegen, daß sie die Holz- und Steinblöcke wegwerfen, welche sie jetzt in ihrer Unwissenheit anbeten, und daß sie sich zu dem wenden, der gemacht hat den Himmel und die Erde und das Meer, und Alles, was darin ist, und der seinen eingebornen Sohn, unsern Heiland, für die Sünder hat sterben lassen.

„Nun werdet ihr gleich etwas Schönes erblicken. Hier, wie gefällt euch das? Da habt ihr ein Schiff! Das ist das nämliche Schiff, in welches die Missionare mit all' ihrem Gepäck gestiegen sind. Hier ist der Schiffskapitän, er steht auf dem Bordertheil des Schiffs und hat ein Fernrohr in der Hand. Da seht ihr die Matrosen in ihren blauen Jacken; einige auf dem Verdeck, an-

dere im Segelwerk, andere im Mastkorb, und die zwei Missionare stehen bei dem Hauptmast und staunen über den Wundern der mächtigen Tiefe, und erheben ihre Herzen zu dem, der das Meer in seiner Hand hält. Die Winde wehen, die Wellen steigen, die Wimpel flattern; aber das Schiff segelt ruhig vorwärts. Wir wollen hoffen, daß es sicher in den Hafen kommen werde, ohne daß ein Tropfen Wasser die Bücher benetze oder den Missionaren auch nur ein Härchen gekrümmt werde. Die Delphine, Haifische und Wallfische kann ich euch nicht zeigen, die sind alle unter dem Wasser. Aber kommet jetzt; ihr habt das Schiff lange genug gesehen; wir wollen es weiter fahren lassen, indeß ich ein anderes Bild aufrolle.

„Da! gelt, ich hab's wohl gedacht, daß ihr euch Alle darüber verwundern werdet. Das ist der große Göze Juggernaut. Die große Menge von armen, halbnackten Hindus betet diesen Gözen an, statt den lebendigen Gott zu verehren. — Die Männer mit den Seilen ziehen den Gözen vorwärts, damit die Räder des Wagens, auf dem er steht, den armen Creaturen über den Leib gehen, welche sich

vor ihm auf den Boden niedergeworfen haben. Was für ein erschrecklicher Anblick! — Schauet hier linker Hand: dieser armselige Mensch liegt auf einer hölzernen Bettstelle, die mit eisernen, spizigen Nägeln beschlagen ist, welche ihm in's Fleisch hineingehen.

„Jahre lang hat er in dieser Lage ausgehalten, und die armen, unwissenden Heiden meinten, er sei ein heiliger Mann, und schenkten ihm Geld. Da rechts unten sehet ihr einen großen Scheiterhaufen brennen, auf welchem ein Weib neben dem Leichnam ihres verstorbenen Gatten lebendig verbrannt wird. Dieser grausame Gebrauch hat erst kürzlich aufgehört; aber es gibt noch andere grausame Gebräuche unter den Heiden, welche hoffentlich auch noch vor dem Licht des Evangeliums verschwinden werden. Alle diese Leute wissen von der Bibel nichts und sind Götzendiener. Doch laßt uns ein anderes Bild aufziehen; es ist etwas Peinliches, solche Auftritte mit anzusehen. Sie werden es schon besser einsehen lernen; dann werden sie „ihre Götzen in die Löcher der Maulwürfe und Fledermäuse werfen,“ und den erkennen, dessen Name über alle Namen ist.

„Das ist ein Bild, welches euch gefallen wird! Es stellt die vier Welttheile vor: Europa, Asien, Afrika und Amerika. Hier linker Hand ist Europa. Da sehet ihr eine kirchliche Versammlung, denn es ist gerade Sonntag. Im Hintergrund sind auch verschiedene Leute. Einige lesen in der Bibel; Andere besuchen Kranke; wieder Andere theilen christliche Schriften aus. Aber blicket auf Asien. Da ist ja wahrhaftig schon ein Haufen armer Heiden um die nämlichen Missionare versammelt, die ihr vorhin gesehen habt, als sie abreisten. Sie sind glücklich angekommen und predigen nun schon den Heiden um sie her von Jesus Christus. Ihre Bibeln und ihre andern Bücher sind nicht fruchtlos gewesen. Seht! da weiter oben unter diesen hohen Bäumen sind Elephanten. Doch jetzt laßt uns auch ein wenig nach Afrika hineinschauen. Die schwarzen Leute, die da auf dem Boden herum sitzen, sind Neger. Sie sind von Missionaren unterrichtet worden und sind jetzt versammelt, um Gottesdienst mit einander zu halten. Seht! da unten schläft ein Löwe im Gebüsch. O, das ist ein gefährliches Land voll wilder Thiere! — Nun auch

noch einen Blick nach Amerika hinein; da könnt ihr sehen, daß Missionare und Bibeln ihren Weg in alle Theile der Welt gefunden haben. Die großen, starken Leute da mit Federn auf dem Kopf sind indianische Häuptlinge. Sie haben mehrere von ihren Leuten mitgebracht, um den Missionar zu hören, und den großen Gott anzubeten, der ihnen sein Wort gesandt hat.

„Nun denn! jetzt habt ihr ein großes Gemälde von den vier Welttheilen gesehen; — ihr habt die Druckerei gesehen; die zwei Missionare in Lebensgröße; das Schiff, das sie über das Meer führte; den großen Gözen Juggernaut, und das Weib, die lebendig verbrannt worden ist; und habt gesehen, wie ganz anders die Heiden, wenn sie die Bibel bekommen, ihre Zeit anwenden als vorher; — und das Alles hat euch nur einen Groschen gekostet, und jetzt will ich euch Allen euer Geld wieder zurückgeben und noch ein Büchlein in den Kauf. Gehet nun nach Hause und leset fleißig in eurer Bibel, und folget, wenn sie euch Etwas thun heißt.“

Justus und Anna kamen ganz entzückt nach Hause; es war ihnen Alles wie ein

Traum, und richtig kamen ihnen auch in der nächsten Nacht alle Bilder im Traum vor, die sie gesehen hatten. Sie wußten nicht genug zu erzählen, ob sie gleich das Wenigste verstanden hatten: denn es war ihnen fast Alles neu. In ihrer kindlichen Einfalt meinten sie, sie hätten alle die Dinge wirklich gesehen, die Missionare, die Heiden u. s. w., die man ihnen doch nur im Bilde gezeigt hatte, und sie wunderten sich deßwegen nur, wie das Schiff mit den Missionaren so schnell habe fahren können, da doch sie von Köln nach Neuwied so lange gebraucht hatten. „Mutter“ — sagte Anna — „es muß gar nicht weit sein von hier nach Asien zu den Heiden; die haben kaum eine Viertelstunde gebraucht: ich will aber nicht hin, weil sie dort die Weiber verbrennen.“ Die Mutter belehrte sie natürlich über ihren Irrthum.

Die Tage des Aufenthalts in Neuwied giengen gar schnell vorbei, und die beiden Kinder hätten sich recht leicht überreden lassen, noch länger da zu bleiben. Der Better Justen hatte für eine Schiffsgelegenheit gesorgt, mit welcher Elisabeth sammt ihren beiden Kindern in Einem Tage bis nach

Röln fahren konnte. Der Abschied fiel ihnen schwer, und in ihrer kleinen, engen und armseligen Hütte wollte es ihnen gar nicht mehr recht gefallen; aber die Erinnerung an so viel Schönes, was sie gesehen hatten, und wovon sie noch lange erzählten, erleichterte ihnen die Angewöhnung an ihr voriges stilles und armes Leben, und versprochen war ihnen ja auch, daß sie wohl wieder einmal nach Neuwied kommen dürften.

5.

Sobald Justus und Anna das achte Jahr zurückgelegt hatten, mußten sie auch helfen Wolle spinnen, da Elisabeth nicht im Stande war, neben ihren häuslichen Geschäften noch so viel durch Wollespinnen zu erwerben, als sie bedurften. Sie gaben sich auch willig dazu her, weil sie ihre Mutter sehr lieb hatten, und weil ihnen erzählt worden war, daß Jesus in seinen Knaben-Jahren auch seinem Pflegevater Joseph in der Arbeit geholfen habe. Uebrigens hatte die Arbeit ihre bestimmten Stunden, und war so auf Ab-

wechs lung eingerichtet, daß Ermüdung und Ueberdruß verhütet wurden. So lange die Mutter in der Küche oder sonst außer der Wohnstube beschäftigt war, mußten die Kinder spinnen; kam sie herein, um selbst zu spinnen, dann durften sie lesen oder schreiben, und Abends hatten sie immer einige Stunden frei, welche Justus gewöhnlich zum Zeichnen verwendete. Er hatte eine gute Anlage dazu, und wenn gleich Alles, was er zeichnete, nicht nach Vorschriften und Mustern, sondern nach den Bildern dargestellt war, welche seine Erinnerung aufbewahrt hatte, so merkte man doch bald, daß in diesem Fach Etwas aus ihm werden könne. Oder vielmehr, man merkte es nicht bald: denn die Mutter verstand nichts davon, und sonst bekümmerte sich Niemand um den Knaben. Endlich erfuhr es der wackere Kaufmann, von dem schon mehrmals die Rede war, auf zufälligem Wege, daß Justus so artig zeichnen könne. Das gieng so zu. Justus war von seiner Mutter mit einem Auftrag zu dem Kaufmann geschickt worden, und da dieser gerade dringende Geschäfte hatte, so mußte der Knabe eine ganze Stunde im Waaren-

Magazin auf ihn warten. Das Müßiggehen war Iustus nicht gewohnt; er suchte deswegen eine Unterhaltung, weil er keine Beschäftigung fand. Er fand ein Stückchen weiße Champagnerkreide auf einem Tische liegen. Mit dieser Kreide zeichnete er aus langer Weile eine Figur an die alte dunkle Bretterwand, und zwar den Kaufmann selbst, wie er lebte und lebte. Er war eben fertig geworden, als der Kaufmann hereintrat, und mit dem größten Erstaunen sein eigenes Bild an der Wand erblickte, das er auf den ersten Blick erkannte. „Wer ist hier gewesen?“ fragte er den erschrockenen Knaben, dem es jetzt erst einfiel, daß er ohne Erlaubniß sich der Kreide und der Wand des Kaufmanns bedient habe. — „Es ist Niemand hier gewesen“ — erwiderte Iustus. — „Wer hat denn dieses Bild gezeichnet?“ — Iustus sagte: „ich.“ Nun ließ der Kaufmann alle seine Leute zusammenkommen, und fragte sie, ob sie das Bild an der Wand erkannten. „O freilich, das sind Sie!“ war der einstimmige Ruf. — „Nun sollst du mir aber auch einen Beweis geben, daß du dieß Bild gezeichnet hast“ — sagte der Kaufmann zu

Justus. — „Da zeichne mir meinen alten Hausknecht Sebastian nebenhin!“ Justus sah diesen einige Mal genau an, und zeichnete ihn dann so unverkennbar an die Wand, daß Alle mit lauter Freude riefen: „Er ist's! Er ist's! Wie aus dem Gesicht herausgeschnitten!“ — „Nun, es ist schon gut“ — sagte der Kaufmann, und ließ den Knaben nach Hause gehen. Den folgenden Tag schickte er nach Elisabeth, und redete mit ihr wegen Justus. „Frau!“ — sagte er — „Ihr habt einen Jungen, der hat seltsame Gaben zum Zeichnen, und es könnte noch einmal ein tüchtiger Maler aus ihm werden. Aber Ihr müßt ihm Unterricht geben lassen; jetzt ist's eben noch die rechte Zeit bei ihm.“ — Elisabeth erwiderte: „Ja, lieber Herr! das wollte ich recht gern thun; aber woher soll ich Geld nehmen, um ihm einen Lehrer zu bezahlen? Ueberdieß heißt es im Sprüchwort: Kunst geht betteln! — und dazu könnte es mein Kind bringen, ohne die Malerei zu lernen. Ich hätte aber lieber, daß er ein rechtes Handwerk lernte, das seinen Mann nährt und vor dem Bettelstab bewahrt. Nichts für ungut, Herr Kenn, aber das ist

meine Meinung!" — "Ihr versteht das nicht" — erwiderte Herr Kenn — "euer Knabe soll ein Maler werden, Gott hat ihm nicht umsonst die Anlage dazu verliehen, und ich will für Lehrer und Lehrgeld sorgen." — Mit diesen Worten drehte er sich um, und ließ sie stehen. Sie wagte es nicht zu widersprechen, und gieng nach Hause.

Herr Kenn hielt sein Versprechen. Kaum waren acht Tage vorbei, so ließ er den Justus holen, und sagte ihm: "Ich habe einen Lehrer für dich gefunden, der dir alle Tage zwei Stunden Unterricht im Zeichnen geben soll. Sei fleißig und aufmerksam, und halte dich wohl, dann soll mich nichts reuen, was ich an dich rücke." Justus versprach alles Gute, und freute sich im Stillen schon auf die Zeit, wo er seiner Mutter, die er gar sehr lieb hatte, mit seinen Arbeiten würde Freude machen und ihre Haushaltungssorgen erleichtern können. Er gieng mit ganzem Eifer an sein Geschäft, und wann die Unterrichtsstunden vorbei waren, so nahm er von seinem Lehrer Musterblätter mit nach Hause, und war den ganzen Tag damit beschäftigt, sie nachzuzeichnen. Dadurch gewann er eine solche Übung,

daß er nach Verlauf eines Jahres im Stande war, jede Zeichnung, die ihm vorgelegt wurde, mit Fertigkeit und Treue zu copiren. Sein Lehrer gab ihm nun auch Anleitung, nach der Natur zu zeichnen. Er versuchte sich in allen Fächern: Blumen, Gebäude, Landschaften, Thiere, Menschen, zu Allem hatte er Geschick; doch am meisten, menschliche Figuren zu zeichnen. Herr Nenn beschloß daher, auf Anrathen des Lehrers, ihn für die Geschichtsmalerei bilden zu lassen. Glücklicher Weise fand sich in Köln ein Mann, der ihn in die Lehre nehmen konnte. Es war ein geschickter Maler, der es durch Fleiß und Nachdenken in seiner Kunst weit gebracht hatte; aber seine große Armuth verhinderte ihn, auf Reisen zu gehen, und sich durch eigene Anschauung der größten Meisterwerke der Malerei weiter auszubilden: außer den Gemälden in Köln und der nächsten Umgegend, namentlich in der Gallerie in Düsseldorf, hatte er nichts gesehen. Freilich hatte er alles auf's Sorgfältigste benützt, und wäre seinerseits wohl im Stande gewesen, größere Kunstwerke zu fertigen, die den Kenner hätten befriedigen können; aber da kam wieder die leidige Ar-

muth dazwischen. Aus jugendlicher Unbesonnenheit hatte er frühzeitig geheirathet; nun waren Frau und Kinder zu versorgen, und so blieb ihm keine Zeit, um ein großes Gemälde zu versuchen, und sich dadurch einen Namen zu machen, und Bestellungen auf gut bezahlte Arbeiten zu erwerben: denn er mußte für's tägliche Brod arbeiten, und konnte bei aller Anstrengung nichts erübrigen. Er malte Familien-Porträts, Motivtafeln und dergl.; aber da er's nicht über's Herz bringen konnte, flüchtig und schlecht zu malen wie die Pfücher, obgleich manche Besteller schon damit zufrieden gewesen wären, so wurde ihm nie bezahlt, was er verdient hatte. Seine Frau machte ihm oft Vorwürfe darüber. „Da sitzt du“ — konnte sie sagen — „eine ganze Woche hin, und arbeitest dich frumm und bucklicht, und lässest die Palette fast an die Hand hin wachsen, und wann die Woche herum ist, hast du nichts verdient als ein paar lumpigte Thaler. Warum machst du es nicht wie Andere? — die brauchen nur die Hälfte Zeit zu ihren Arbeiten, und sie werden ihnen eben so gut bezahlt wie dir. Dafür können sie dann auch am Sonntag einen Spaziergang machen,

und sichs mit ihren Familien bei einem Glas Wein wohl sein lassen.“ — Dann drehte sich der Maler auf dem Sitz vor seiner Staffelei herum, stieß mit der linken Hand den Stab auf den Boden, und sprach: „Frau! ich bitte dich, sei still! du weißt, daß ich das nicht hören kann. Oh' ich meine Kunst als ein Handwerk treibe, will ich lieber von Wasser und Brod leben. Muß ich doch ohnehin über die Geschmacklosigkeit der Leute mehr Aerger verschlucken als ein leckes Schiff Wasser: soll ich mir auch noch den einzigen Trost rauben, nach meinem Wohlgefallen malen zu dürfen, und in meiner Arbeit auch einen Genuß zu suchen? Am Nothwendigsten fehlt es uns ja nicht, und mehr zu haben sind wir nie gewohnt gewesen.“ Die Frau murrte noch eine Weile in der Stille fort, mußte sich aber endlich zufrieden geben. Dieß war der Meister, bei welchem Justus die Malerei lernen sollte. Er hieß Fidelis Hermann, und von seinen Gemälden hängt eins in meiner Stube. Herr Renn hatte sich wohl verlauten lassen, daß er geneigt sei, wenn Justus ferner gute Fortschritte mache und wohl gerathe, ihn eines Tages zu seiner weiteren Ausbildung auf

seine Koften nach Rom reisen zu lassen. Wie es damit gieng, werden wir später sehen. Als Justus zu Herrn Hermann kam, wurde er auf eine sonderbare Weise bewillkommt. „Du willst ein Maler werden?“ sagte dieser zu ihm, „weißt du denn auch, was das für dich heißen will? Ein Mensch, ohne alles Vermögen, und Maler werden! Hast du das auch wohl überlegt? Du wirst manches Gesicht mit vollen und rothen Wangen malen dürfen; aber die Deinigen werden blaß und mager sein: du wirst manches Pfund Del zu deinen Farben brauchen; aber deine Speisen werden ohne Fett sein: du wirst vielleicht Lob und Bewunderung einernten; aber deine Scheuer wird leer bleiben.“ — Justus, dem diese Anrede natürlich ganz unerwartet kam, war doch bald gefaßt und antwortete: „Ich vertraue auf Gott; der wird mir schon geben, was ich brauche.“ — „Das ist Alles recht“ — erwiderte Herr Hermann — „aber dessenungeachtet muß man doch überlegen, ob es rathsam sei, einen Beruf zu ergreifen, bei welchem man zwischen dem Hungertuch und Leichentuch mitten inne steht: denn die Kleider, die du malst, geben dir nicht warm;

und wenn du immer genug zu malen hast, so fragt sich's erst noch, ob du auch immer Etwas zu mahlen haben wirst. Besinne dich, ob du nicht lieber ein Müller werden willst als ein Maler; dann hast du wenigstens satt zu essen, und zum Zeitvertreib kannst du Säcke zeichnen. Ich gebe dir acht Tage Bedenkzeit." Damit drehte sich Herr Hermann um und fuhr fort, an seinem Bild zu malen. Justus aber verabschiedete sich nach einer kurzen Pause, und gieng mit schwerem Herzen heim. Hier ließ er seinen Thränen freien Lauf, und war lange nicht im Stande, seiner Mutter, die ihn nach der Ursache seiner Betrübnis fragte, Auskunft zu geben. Endlich, nachdem er sich gefaßt hatte, erzählte er ihr den ganzen Verlauf seiner Unterredung mit dem Maler. Elisabeth ließ nichts von ihrer innerlichen Bewegung merken, und fragte ganz ruhig: „Aber, sag' mir, Justus, hast du den Mann nicht mit einer Unwahrheit berichtet?" — „Ich? mit welcher?" — „Hast du ihm nicht gesagt, du segest dein Vertrauen auf Gott? — und doch bist du jetzt so trostlos!" — „Freilich, Mutter," erwiderte Justus, „das hab' ich gesagt, und ich glaube auch, daß mir's Ernst

gewesen ist. Es ist auch gar nicht das, was mich betrübt macht, daß ich für meine Person nur auf das Nothdürftige von Nahrung und Kleidern Aussicht habe, denn so bin ich's ja von Kindheit an gewohnt; aber daß mir die Hoffnung so schnell geraubt worden ist, dich in Zukunft mit meinem Verdienste unterstützen zu können, das thut mir weh. Ich hatte mich so herzlich auf die Zeit gefreut, wo ich dir deine mühselige Arbeit würde erleichtern können, und nun — —" Hier wurde er auf's Neue durch Thränen unterbrochen, aber Elisabeth sagte mit innerlicher Rührung: „Beruhige dich, mein Sohn! Gott hat mir's bisher nach seiner Verheißung an nichts fehlen lassen; er wird mir auch künftig als Vater der Waisen und Richter der Wittwen seine Hand reichen; und der Arbeit will ich nicht enthoben sein. Sie ist wohlthätiger als Müßiggang, und es ist dem Menschen von Gott so gesetzt, daß er im Schweiß seines Angesichts sein Brod essen soll, bis daß er zur Erde werde, von der er genommen ist."

6.

Was meint ihr, daß Justus in den acht Tagen gethan habe?

Als sie um waren, gieng er zuerst zu Herrn Renn, und erzählte ihm, was vorgegangen sei. Herr Renn machte große Augen; denn er hatte noch nichts davon gewußt, und dachte, Justus sei bereits fleißig an der Arbeit. Dann fragte er: „Nun, und was bist du jetzt gesonnen? Hast du noch Muth?“ — „Ich habe wieder neuen Muth gefaßt“ — antwortete Justus — „und habe gedacht, Gott werde mir nicht umsonst die Gabe und Lust zur Malerei geschenkt, und mir bisher Gelegenheit dazu gemacht haben; und wenn er wolle, so könne Er mich nicht nur zu einem armen, sondern auch zu einem wohlhabenden Maler machen.“ — „Recht so!“ — erwiderte Herr Renn — „das ist just meine Ansicht auch. Mach' du nur fort.“ — Somit gieng Justus muthig zu seinem neuen Lehrherrn, der es ihm hoch anrechnete, daß er sich nicht habe muthlos machen lassen, und ihm versprach, er wolle ihn etwas Rechtes

lehren. „Du sollst noch ein Giotto werden!“ sagte Herr Hermann. „Verstehst du mich?“ — „Nein!“ — „Nun siehe, vor fünfhundert Jahren war in Italien ein geschickter Maler, Namens Cimabue. Der gieng eines Tages spazieren auf's Feld, und traf da einen Bauernknaben an, der seine Schafe hütete. Der Knabe hatte Langeweile, und beschäftigte sich damit, seine Schafe mit einem Stab in den Sand zu zeichnen. Cimabue trat heran, um diese Figuren zu betrachten, und war ganz erstaunt über die Richtigkeit und Genauigkeit der Zeichnungen. Er ahnete gleich, daß in dem Hirtenknaben ein großer Maler stecke, nahm ihn mit und unterrichtete ihn. Aus dem Hirtenknaben wurde der geschickte Maler Giotto. Kommst du einmal nach Rom, und bist so glücklich, so viele Kunstwerke zu sehen, die ich nie gesehen habe, so betrachte auch das schöne Schiff des heil. Petrus über dem Hauptthor der großen Peters-Kirche. Das ist von Giotto, dem ehemaligen Hirtenknaben.“ — So erzählte Herr Hermann, und Justus war ganz Ohr. Er wäre gleich morgen nach Rom gegangen, wenn es auf ihn angekom-

men wäre. Aber es war noch viel zu lernen. Herr Hermann verschaffte ihm Bücher, daß er neben seiner Malerarbeit auch Geographie, Geschichte und Mathematik lernen konnte, welche für einen tüchtigen Maler unentbehrlich sind; und auch die Zeit, in welcher Justus mit Farbenreiben beschäftigt war, ließ sein Lehrherr nicht verloren gehen. Da erzählte er ihm auf eine unterhaltende Weise die Geschichte der Malerei, und machte ihn mit den Namen der berühmtesten Maler und ihrer wichtigsten Gemälde bekannt. Anfangs konnte es Justus nicht recht vereinigen, diese anziehenden Erzählungen mit Aufmerksamkeit anzuhören und doch zugleich fortzuarbeiten, und oft stand er Minuten lang, die Spachtel in der Hand, und die begierigen Augen auf den Meister gerichtet; allmählig aber gewöhnte er sich daran, mit den Händen zu arbeiten, und mit den Ohren zu hören. Ihr hättet gewiß auch gern zugehört, wenn Herr Hermann erzählte von Apelles, wie er das Pferd des Königs Alexander malte, und es ihm so lange nicht gelingen wollte, den Schaum am Maule recht ähnlich und täuschend zu malen, so daß er am Ende

seinen Farbenschwamm, mit dem er den mißrathenen Schaum schon einige Mal wieder weggewischt hatte, im Zorn auf das Gemälde warf, und Alles verloren gab. Aber siehe da! der Schwamm war gerade dem Pferd auf's Maul gefahren, und der Abdruck, den er da zurückließ, glich so täuschend dem bestgemalten Schaum, daß sich Jedermann über die Kunst des Malers verwunderte, der doch so unschuldig daran war als Berthold an der Erfindung des Schießpulvers. Oder wenn er erzählte von Beuzis und Parrhasius, von denen der Eine Trauben malte, der Andere einen Vorhang. Oder wenn er erzählte von Lukas dem Evangelisten, der nach der alten Sage ein Maler gewesen sein soll, und also die Leute, welche er malte, auch gleich kuriren konnte, denn nach der heil. Schrift war er ja ein Arzt. Dabei bemerkte Herr Renn, der gerade zugegen war, daß es eigentlich jeder rechte Evangelist dem Evangelisten Lukas hierin nachthun müsse. Er müsse ein Maler sein, um die Gestalt des menschlichen Herzens, des menschlichen Lebens, des Himmels und der Hölle recht schildern zu können; er müsse aber auch ein Arzt

sein, um die Schäden der Geistlich-Kranken heilen zu können. Justus meinte, Seelenschäden heilen könne doch nur Gott. „Frei-lich,“ erwiderte Herr Nenn, „auch leibliche Krankheiten heilt nicht der Arzt, sondern Gott.“ — Gern würdet ihr zugehört haben, wenn Herr Hermann erzählte von den späteren Malern, dem großen Raphael, dem lieblichen Correggio, dem farbenreichen Titian; oder von den deutschen Meistern, Albrecht Dürer, den eine böse Frau quälte, Lukas Kranach und Hans Holbein. Von dem Letztern war viel zu erzählen, und wenn ihr still und aufmerksam sein wollet, so will ich euch ein wenig zuhören lassen. Herr Hermann darf's aber nicht wissen, daß ihr da seid, sonst hört er gleich auf.

Justus: Ist dieß Schüttgell nun fein genug gerieben?

Hermann: Hast du die Nagelprobe gemacht?

Justus: Ja!

Hermann: Nun, reib immerhin noch eine Weile zu; besser zu fein als zu grob. Derweil will ich dir etwas von einem vor-

nehmen Farbenreiber erzählen, damit dir die Zeit nicht lang wird.

Iustus: Wie hat er geheissen?

Hermann: Hans Holbein der Jüngere.

Iustus: Aha, ist das der, der den Basler Todtentanz gemalt hat?

Hermann: Ganz recht, der ist's. Von früher Jugend an zeigte sich sein großes Talent zur Malerei; aber nur zu bald auch sein Hang zum leichtsinnigen Leben. Seine Gemälde sind ausgezeichnet, seine Holzschnitte meisterhaft; aber am liebsten saß er doch im Wirthshaus, und das Weinglas sah er lieber als die Palette. Hatte er ein Gemälde vollendet, und das Geld dafür eingestrichen, so gieng er nicht zuvor in seine Wohnung, sondern geradeswegs zu den lustigen Gesellen im Weinhaufe, und da blieb er so lange, bis sein Geld aus war, und er sich genöthigt sah, wieder zu arbeiten. Man erzählt von ihm allerlei Geschichten. Ich kann ihre Wahrheit nicht verbürgen; aber sie streiten wenigstens nicht mit dem, was man gewiß von ihm weiß. Eines Abends kam er im Wirthshaus mit einem Schlosser zusammen,

der ein geschickter Mechaniker war, und beide fiengen nun an, ihre Kunst zu rühmen, bis sie sich endlich zu einer Wette vereinigten, wer von beiden in Zeit von einem halben Jahre das größte Kunstwerk zu Stande bringen würde, und der Magistrat in Basel sollte entscheiden. Was auf der Wette stand, weiß ich nicht mehr, vermuthlich ein Fäßlein Wein. In dieser Zeit bekam Holbein einen Auftrag zu einem Gemälde, und als das fertig war, gieng er seinen gewohnten Weg in's Weinhaus, um das erworbene Geld in fröhlicher Gesellschaft durchzubringen. Darüber vergaß er ganz die Wette, die er mit dem Schlosser eingegangen hatte, und machte nicht die geringste Anstalt, um etwas Preiswürdiges zu liefern. Mittlerweile arbeitete der Schlosser auf's Allerfleißigste und brachte ein Kunstwerk zu Stande, von welchem er selbst in der Stille dachte, es könne gar nicht übertroffen werden, und Holbein müßte ein Zauberer sein, wenn er etwas Künstlicheres liefern könnte. Das halbe Jahr war herum, der festgesetzte Tag kam, der ehrsame Magistrat versammelte sich auf dem Rathhaus, und eine große Volksmenge harrte mit Begier,

zu erfahren, welcher von den beiden Künstlern den andern herunterstechen werde. Der Schlosser hatte ein eisernes Hündlein gemacht, das lief von dem Rathhause über den ganzen Marktplatz und wieder zurück, und bellte unterwegs. Das Erstaunen über dieses Kunstwerk war groß und allgemein, und Jedermann war im Voraus überzeugt, daß Holbein die Wette verloren habe. Aber wo ist er denn? Er hat sich gar nicht eingestellt. Man wollte nach ihm schicken. „D“ — sagten die Umstehenden — „schicket nur in den Straßburger Hof, dort wird er beim Weine sitzen; er ist jetzt bei Geld.“ Nichtig traf man ihn im Wirthshaus, und er war ganz überrascht, als man ihm sagte, daß auf dem Rathhaus Alles seiner warte. Er war jedoch sogleich bereit, sich zu stellen, und als ihn die Rathsherren fragten, wo er denn sein Kunstwerk habe, so nahm er, ohne im Mindesten in Verlegenheit zu kommen, ein eben da liegendes Stückchen weiße Kreide, machte mit einem schnellen Zuge einen Kreis auf den Tisch, und eben so schnell einen Punkt in die Mitte, warf dann die Kreide auf den Tisch und sagte: „Nun nehmet einen Zirkel

und messet.“ Dieß geschah, und es fehlte nicht eine Linie, so daß man mit dem Zirkel den Kreis nicht genauer hätte ziehen können. Der Schlosser selbst war der Erste, welcher erklärte, Solbein sei ein größerer Künstler als er; der Magistrat stimmte bei, und Solbein hatte die Wette gewonnen.

Oft, wenn er kein Geld mehr hatte, verstand er sich dazu, den Basler Herren Figuren an ihre Häuser zu malen, wie es damals Sitte war,*) um einige Gulden zu verdienen und wieder einige Tage zechen zu können.

*) In Basel haben die meisten Häuser eigene Namen, z. B. Spießhof, Rosengarten, der goldene Löwe, der Würtemberger Hof, das Bäumle u. s. w. In alten Zeiten nun waren auf die Häuser Figuren gemalt, welche auf diese Namen Beziehung hatten. In alten Städten, wie Nürnberg und Augsburg, sieht man noch solche bemalte Häuser, und diejenigen Stuttgarter Kinder, welche so alt sind wie ich, erinnern sich noch wohl, in einem dunkeln Gäßchen an einem finstern Hause, das jetzt freundlicher aussieht, ein Gemälde gesehen zu haben, das den Josua und Caleb mit der großen Traube vorstellte. Die Traubenbeeren waren so ziemlich wie eine Faust.

Anm. d. Verf.

Einmal hatte er auch mit einem Kaufmann affordirt, ihm auf der Wand zwischen dem zweiten und dritten Stock seines Hauses einige Figuren zu malen. Das hohe Gerüste vor dem Hause, auf welchem Holbein sitzen mußte, war fertig, und er hatte bereits einen Tag lang gemalt; da erwachte die Trinklust wieder mit aller Macht, und das Malen wurde ihm langweilig. Er bat den Kaufmann, ihm seinen Lohn voranzubezahlen, da er noch etwas schuldig sei. Der Kaufmann, der seinen Leichtsinm kannte, traute nicht recht, konnte es aber doch auch nicht abschlagen, und gab ihm das Geld, dachte aber, er wolle ihm recht aufpassen, damit ihm der Schelm nicht davon laufe. Allein so oft er den andern Tag aus seinem Kaufladen heraustrat und an seinem Hause hinauffah, ob wohl der Maler auch arbeite, sah er ihn allemal da sitzen; wenigstens sah er ja seine Füße, die am Gerüste herabhiengen: nur wurde es ihm endlich bedenklich, daß der Mann gar nicht von der Stelle rückte, sondern immer auf Einem Fleck sitzen blieb. Er gieng hinauf in das obere Zimmer, und sah zum Fenster hinaus; aber da war weit und

breit kein Holbein. Der war gleich ins Wirthshaus gegangen, um das erhaltene Geld zu vertrinken. An die Wand aber hatte er seine Füße gemalt, damit der Kaufmann, wenn er nach ihm sähe, nicht in Zweifel gerathe, ob er noch an der Arbeit sei. Natürlich ließ der Kaufmann den muthwilligen Maler holen, und er mußte die angefangene Arbeit vollenden.

Es stand nicht lange an, so kam ein englischer Lord nach Basel, der von dem berühmten Holbein gehört hatte, und forderte ihn auf, nach London zu gehen und in seinem Hause einstweilen zu malen, bis er von seiner Reise nach Griechenland zurückkomme. Er versprach ihm einen reichen Jahresgehalt, gab ihm ein schönes Reisegeld und seine Adresse, unter welcher er in London zu erfragen sei. Holbein nahm die Einladung an, und versprach, sogleich abzureisen. Als aber der Lord fort war, gieng Holbein wieder in das Weinhaus, und vergaß England und Lord und Malen, und ruhte nicht, bis der letzte Bogen des Reisegeldes aufgezehrt war. Jetzt fiel's ihm wieder ein, daß er versprochen habe, nach England zu gehen.

Er verkaufte seine wenigen Habseligkeiten, und der Erlös reichte gerade zum Reisegeld bis Holland. Als er nach Rotterdam kam, war Alles aufgezehrt. Damals wohnte in Rotterdam der berühmte holländische Maler Lukas van Leyden. Zu dem gieng Holbein und fragte, ob er keinen Farbenreiber brauche. — „Wie heißt Ihr denn?“ — Holbein gab einen fremden Namen an. — „Nun, ich will's einmal mit Euch probiren.“ — Holbein stellte sich an seinen Farbenstein und rieb darauf los, als ob er sein Leben lang nichts anderes gethan hätte. Meister Lukas gewann Vertrauen zu ihm, und als er nach vierzehn Tagen verreisen mußte, übergab er ihm die Aufsicht über seine Werkstatt, bis er wieder komme. Er hatte gerade ein großes schönes Gemälde fertig gebracht, welches einen Bürgermeister oder sonst einen vornehmen Herrn von Rotterdam vorstellte. Er hängte ein Tuch darüber und sagte zu seinem Farbenreiber: „Habt insonderheit Acht auf dieses Gemälde, daß es nicht verletzt werde; ich mache Euch dafür verantwortlich.“ — Holbein versprach alles Gute; aber am zweiten Tage, nachdem Lukas van Leyden

abgereist war, setzte er sich hin und malte dem Herrn Wethouder, oder was er war, eine Fliege auf die Wange. Dann schloß er die Werkstatt zu, setzte sich zu Schiff und fuhr nach London. Als Meister Lukas von seiner Reise nach Hause kam, erschrak er, weil sein Farbenreiber nicht mehr da war; und das Erste, was er that, war, nach seinem Gemälde zu sehen, ob dem nichts geschehen sei. Er hob das Tuch auf. Da sitzt eine Fliege. Er zieht das Sacktuch heraus, um sie zu verjagen. Sie wollte nicht gehen. Er schlägt noch einmal auf sie zu: „Willst du gehen, du kleine Flügelsurre!“ Sie blieb ruhig sitzen. Nun blickte Meister Lukas näher hin und sah, daß es eine gemalte Fliege war. Da ließ er erstaunt den Vorhang fallen und rief: „Das hat entweder der Teufel gethan oder Holbein.“ Denn er wußte wohl, daß unter seinen Zeitgenossen außer Holbein Niemand im Stande gewesen wäre, eine Fliege so täuschend zu malen, daß sogar er, der geschickte Maler, betrogen wurde.

Holbein kam glücklich nach London. Aber die Adresse des Lords hatte er verloren

und seinen Namen vergessen. Wie sollte er ihn in einer so großen Stadt erfragen! Er trat in ein Haus ein, wo, wie er gehört hatte, viele vornehme Herren versammelt waren, und fragte nach dem Namen des Lords, der ihn nach London geschickt habe, und um ihnen denselben zu bezeichnen, nahm er eine Kohle vom Kamin, zeichnete geschwind eine Figur an die Wand, und sogleich riefen Alle zusammen: „Ach, das ist der Lord S.“ — Man zeigte ihm das Haus, wo er dann auch eine Zeit lang arbeitete; bald aber machte ihn der König von England zu seinem Hofmaler, und als solcher starb er in London im Jahr 1554. — Nun, wie gefällt dir dieser Mann?

Justus: Nicht sonderlich. Als Künstler ist er groß, aber als Mensch klein; und ich meine, es sei doch wichtiger, ein rechter Mensch und Christ als ein großer Künstler zu sein.

Hermann: Du magst Recht haben.

7.

Herr Hermann hatte eine rechte Freude an dem fleißigen und aufmerksamen Jüngling, und gab sich alle Mühe, ihn weiter zu bringen. Zuweilen an einem Feiertag gieng er mit ihm in den Kirchen der Stadt herum, wo schöne Gemälde zu sehen waren, um seinen Kunstsinu daran zu bilden. Das große Gemälde von Rubens in der Peters-Kirche, die Kreuzigung des Apostels Petrus vorstellend, wurde oft besucht, und so oft Justus an dem nahe dabei stehenden Hause vorbeigieng, wo Rubens gewohnt hat, blickte er mit einer Art von Ehrfurcht hinauf. Auf dem schönen Altarblatt im Chor des Doms gefiel ihm hauptsächlich das Christuskind, die Maria aber nicht so wie die in der Kirche zum heil. Gereon. Justus kam von solchen Gängen meistens betrübt zurück, weil er dachte, er könne es nie so weit bringen, solche herrliche Gemälde zu verfertigen; und wenn sein Lehrherr ihn trösten und aufrichten wollte, so dachte er im Stillen: „Was hilft mir dein Trost! dein eigenes Beispiel vernichtet ihn.

Wenn ich's auch so weit bringe wie du, so bin ich doch nur ein armer Tropf, und darf nie daran denken, nach Herzenslust ein großes Gemälde zu malen." Zu einem solchen großen Gemälde hatte er sich die Umriffe in seiner Vorstellung schon längst entworfen, auch einmal auf's Papier gezeichnet; ob aber das Gemälde selbst je zu Stande gekommen ist, weiß ich nicht. Es sollte den Augenblick darstellen, wo Gottfried von Bouillon im ersten Kreuzzuge auf den Bergrücken gelangt, von welchem er zum erstenmal Jerusalem erblickt. Im Vordergrund sollte Gottfried von Bouillon sammt einem Begleiter stehen, mit dem vollen Ausdruck ihrer Empfindungen bei einem so lange ersehnten Anblick. Rechts im Vordergrund einige Baumgipfel, durch welche man im fernen Westen die Sonne im Meer untergehen sieht; weiter links eine Stadt und ein Seehafen mit den Schiffen der Kreuzritter. Links auf der Anhöhe in der Ferne sollte man Jerusalem sehen, dessen Halbmonde im Licht der untergehenden Sonne schimmerten. Dazwischen dann Blicke in die Gebirge und Thäler von Judäa. Justus scheint nicht gewußt zu haben, daß es keinen Punkt gibt, von wel-

chem aus Jerusalem und das mittelländische Meer zu gleicher Zeit gesehen werden können. Daß er aber dieß wirklich meinte, ist an dem gezeichneten Entwurf zu sehen, der sich unter meinen Papieren befindet. Seine Vorliebe für das Morgenland und namentlich für alle in dem Neuen Testament vorkommenden Gegenden und Ortschaften hatte sich nicht verloren noch vermindert; Herr Hermann aber war andern Sinnes. Italienische Landschaften giengen diesem über Alles, und die Geschichte der Deutschen, namentlich aber die Geschichte der Hohenstaufischen Kaiser, hatte den größten Reiz für ihn. Freilich Herr Hermann war zwar ein geschickter Maler und ein ehrbarer, rechtlicher, fleißiger und eingezogener Mann; aber von der Bibel wußte er nicht so viel als Justus, und ob es ihm einmal in seinem Leben eingefallen war, er wolle aus dem Herzen beten, weiß ich nicht. Die größte Kunst verstand er leider nicht, und er dauert mich noch, wenn ich an ihn denke: denn er ist schon seit Jahren gestorben, und ich weiß nicht, welchen Frieden er mit sich hinübergenommen hat.

8.

Wie gut war's doch, daß Justus beten konnte, und seine Mutter und seine Schwester! Wie hinderlich würde es ihnen sonst gegangen sein in der Noth, die jetzt über sie kam! Ihr werdet's nicht gern sehen, liebe Kinder, daß es schon wieder Noth gibt; ihr hättet's viel lieber gehabt, wenn's nun auf ebenem Boden so fortgegangen wäre, und Herr Justus wäre ein berühmter reicher Mann geworden, und hätte seine Mutter und Schwester in der Kutsche zu sich abholen lassen. Aber schmeckt nicht ein Trunk Wasser am besten, wenn man vorher recht durstig geworden ist? und ist's nicht gewiß, daß auch die dunkelsten Wege der Kinder Gottes am Ende eine Thüre haben, die zum Lichte führt? Darum nur getrost! auch diese Noth wird ein Ende nehmen.

Herr Kenn, welchem Elisabeth noch immer die sechzig Thaler schuldig war, starb schnell an einem Schlagflusse. Das Lehrgeld für Justus war zwar vorausbezahlt, aber die sechzig Thaler wurden nun gefordert:

denn Herr Nenn hatte keine Kinder hinterlassen, sondern lauter lachende Erben, die jedoch bloß lachten, wenn sie Geld sahen, und sonst ein finsternes Gesicht machten; gefühllose, unbarmherzige Menschen. Leider fand sich kein Testament unter den Papieren des Verstorbenen, und keine Spur von einer schriftlichen Erklärung, daß er die sechzig Thaler der armen Wittwe schenken wolle, wie er es doch wahrscheinlich im Sinn gehabt hatte. Somit war denn diese der hartherzigen Willkür der Erben überlassen, und dieß war um so drückender und schmerzlicher, da Herr Nenn, welcher mit Justus sehr zufrieden war, da und dort hatte verlauten lassen, es möchte wohl geschehen, daß er in Zukunft den Justus an Kindesstatt annähme, eine Aeußerung, welche auch den Erben zu Ohren gekommen war, und sie gegen Elisabeth und ihre Familie auf's Aeußerste erbittert hatte, obgleich diese ganz unschuldig war. Sie sollte jetzt büßen. Die Erben erklärten ihr, wenn sie nicht innerhalb vierzehn Tagen die sechzig Thaler bezahle, so werden sie ihr das kleine Wohnhaus verkaufen lassen, das sie selbst zum Unterpfand gegeben hatte. Was

war nun zu thun? Sie wußte keinen andern Herrn Neun mehr zu finden, der eben so mitleidig gewesen wäre, und ihr auf's Neue sechzig Thaler geborgt hätte. Sollte sie aber das Häuschen verkaufen lassen? Wo dann wohnen mit ihren Kindern? Justus war noch nicht so weit, daß er etwas verdienen konnte, sie und Anna konnten sich zwar durch Spinnen ihren Lebensunterhalt verdienen; aber auch noch einen Miethlohn für eine Wohnung aufzutreiben, dazu reichte es nicht. Ihr Bitten war vergeblich, nun versuchte sie das Beten. Ist doch Gott nicht so hart-herzig, wie die Menschen sind, und hat er uns doch befohlen, wir sollen zu ihm kommen und von ihm nehmen, und alle unsere Sorgen auf ihn werfen. Wißet ihr auch einen Menschen in eurer Nachbarschaft, der zu Jedem, welcher ihm begegnet, sagte: „Hör', wenn du einmal etwas brauchst, es sei Geld oder Holz oder Frucht oder Arznei oder guter Rath, so komm nur zu mir, du kannst bei mir Alles haben, und zwar umsonst. Hast du's gehört? Komm fein!“ — Wißet ihr einen in eurer Nachbarschaft, der zu den Leuten so sagt? Nicht wahr, die sind rar? Aber

Gott sagt so zu den Menschen. Und doch kommen sie nicht zu ihm! Denket nur, wenn's in unserem Land einen reichen Mann gäbe, der durch die Zeitung bekannt machte: Alle Leute im Lande, die etwas brauchen, was es auch sei, sollen zu ihm kommen und es bei ihm unentgeltlich in Empfang nehmen, nur werde er vorher untersuchen, ob sie es wirklich brauchen — wenn's einen solchen Mann in unserem Land gäbe, sage ich: — was meineth ihr, wie würde der überlaufen werden! wie würde sein Hof Tag und Nacht voll Leute stehen, die etwas von ihm begehrten! Und zu Gott kommen sie nicht; und der hat's doch auch durch die Zeitung bekannt machen lassen, d. h. durch die Bibel, daß man bei ihm haben könne, was man brauche. — Warum kommen sie nicht zu ihm? Warum beten sie nicht? Hält er etwa sein Wort nicht? Ei nein! tausend Erfahrungen bezeugen das Gegentheil. Oder ist sein Reichthum mit der Zeit zusammengeschmolzen? Ei, er ist ja der Schöpfer, und kann wieder neuen machen. Warum kommen sie nicht zu ihm? Besinnet euch doch darüber.

Elisbeth aber kam zu ihm. Täglich be-

tete sie mit ihren beiden Kindern auf's Ernstlichste zu Gott, und nach und nach beruhigte sich ihr Herz in der Hoffnung, er werde helfen zu rechter Zeit.

9.

In dieser Hoffnung, daß Gott zur rechten Stunde darein sehen werde, wollen wir die bedrängte Familie für eine Weile verlassen, und uns nach Gregor Krau umsehen, um zu erfahren, wie es dem seither ergangen ist, und ob er noch lebt. Ihr wißet, daß er sich zum Matrosendienst auf der See hat anwerben lassen. Es war auf einem holländischen Schiff, das nach Batavia gieng. Im Anfang kam's ihm doch vor, das Meer sei noch breiter als der Rhein, und habe auch größere Wellen; und wenn er bei Regenwetter im obersten Segelwerk hieng, so dünkte es ihm manchmal, als ob der Schiffsdienst auf einem Rheinschiff doch viel mehr Bequemlichkeit habe; nach und nach aber gewöhnte er sich an das Seeleben so, daß es ihm nur dann recht wohl war, wenn während eines Sturmes

Alles recht durcheinander gieng, wie es in dem Vers beschrieben ist:

Stürme sausen,
Blitze fallen;
Fluthen brausen,
Bogen wallen;
Eisen klirren,
Masten splittern;
Segel schwirren,
Männer zittern:
Aber Gottes Angesicht
Glänzt in ungetrübtem Licht.

Wenn nur auch das Letztere von Gregor hätte gesagt werden können; aber nein, Gottes Angesicht war vor ihm verborgen. Was er von Wildheit, Rohheit und Gottlosigkeit bisher noch nicht gelernt hatte, dazu fand er unter den verdorbenen Matrosen vielfache Anleitung. Bald war er einer der Ausgelassensten, wahrscheinlich deswegen, weil er hie und da noch durch die Stimme seines Gewissens und durch die Erinnerung an seine Familie, die er so treulos verlassen hatte, beunruhigt wurde, und diese Unruhe durch um so größere Zerstreuung zu übertäuben und zu unterdrücken suchte. Weil

er sich aber den Schiffsgesetzen unterwarf, und einer der muthigsten, verwegensten Matrosen war, so wurde er bei dem Kapitän beliebt, und als sie in Batavia landeten, machte ihn derselbe zu seinem Bedienten. Von Java reiste der Kapitän, der sein Schiffs-Commando abgegeben hatte, nach Bengalen, und Gregor durfte als sein Diener mitreisen. Er erstaunte, in diesem Lande eine ganz andere Welt von Gewächsen und Thieren um sich her zu sehen — denn um die Menschen bekümmerte er sich nicht viel, weil er nicht mit ihnen sprechen konnte. Für Gewächse hatte er aber noch von Jugend her eine besondere Zuneigung, weil er mehrere Jahre bei einem Gärtner in der Lehre gewesen war. Da sah er die prächtigen Rosenlorbeere, die in ganz Indien einheimisch sind und sich zu mächtigen Gebüsch ausbreiten. Aus weißen, rothen und braunen Blumenbüscheln hauchen sie ihren köstlichen Duft aus. Dort standen die Babools, die aus ihren goldgelben Blumenkelchen die Luft mit balsamischen Wohlgerüchen erfüllen, dort Jasmin und andere Blumen, welche durch ihren starken Geruch den Europäer betäuben.

Da sah er in den Gärten ganze Strecken von der Sumpfpflanze überwachsen, die so empfindlich ist, daß wenn man nur ein einziges Blatt berührt, sogleich die Blätter eines ganzen Beetes sich zusammenziehen, und erst nach mehreren Stunden sich von ihrem Schrecken erholen. Unter andern sah er dort auch ein wunderbares Gewächs, das ihm noch nie vorgekommen war. Es ist ein Baum, der Blumen trägt so groß wie unsere hochrothen Gichtrosen (Päonien), die im Mai blühen. Diese Blumen haben Morgens, wenn sie sich entfalten, die schönste weiße Farbe, dann werden sie röthlich und durchlaufen stufenweise alle Schattirungen von Roth, bis sie mit Annäherung des Abends in eine Carmoisin-Farbe übergehen und bei Anbruch der Nacht abfallen. Am folgenden Tag gehen wieder andere Blumen auf, die wiederum von der weißen nach und nach bis zur dunkelrothen Farbe übergehen, und so geht es Tag für Tag fort, so lange der Baum seinen Frühling hat. Auch wenn man die Blumen in ein Gefäß mit Wasser stellt, geht dieselbe Veränderung mit ihnen vor, und die Hindus wie die Europäer, die dort wohnen, unter-

halten sich Stunden lang damit, zu beobachten, wie diese Blumen von dem leisesten Anhauch der Morgenröthe in eine immer tiefere Färbung übergehen. Schade, daß Gregor nicht auch nach dem Namen dieses Blumenbaumes gefragt hat; dann könnt' ich ihn euch sagen.

Und noch etwas, das Gregor dort gesehen, muß ich euch berichten. Es ist nämlich, als ob um diese Blumen her, die fest auf ihren Stielen stehen, andere Blumen flögen, die keinen Stiel, aber dagegen Flügel haben, und aussehen wie lebendig gewordene Blumen. Ihr errathet schon, was ich meine. Es sind Schmetterlinge von den mannigfaltigsten Farben, und ich bin gewiß, daß Gustav seine ganze Schmetterlingsammlung um ein Halbdutzend dieser schönen Luftblumen bergäbe. Es ist, als ob jede Art von Gesträuchen auch ihre eigenen Besucher hätte, die nur bei ihr einkehrten; als ob die Schmetterlinge in Zünfte getheilt wären, von denen jede in einem eigenen Wirthshaus ihre Lade und Niederlage hat, die Blaufärber in der goldenen Rose, die Gerber im grünen Baum und die Hufschmiede im Nebstock. Denn das

wißt ihr ja, daß auch die Schmetterlinge etwas trinken wollen, wenn sie bei einer Blume einkehren, und zwar etwas Süßes. Da ist ein Gesträuch von einer Wolke himmelblau beschwingter Sommerfalter umschwebt, während die nächsten von Bernstein-gelben oder scharlachrothen überdeckt sind. Ungeheure beflügelte Heuschrecken, deren ganzer Leib mit Smaragden besetzt ist, wie sie keines Goldschmieds Hand kunstreicher fassen könnte; schimmernde Käfer, die mit Harnischen von Topasen und Amethysten bedeckt scheinen, und andere, die wie Stücke karmoisinrothen Sammts anzusehen sind, funkeln und strahlen in zahlloser Menge weit und breit. Alle diese Schönheiten ergöhten zwar Gregor sehr; aber die rechte Freude fehlte doch: denn wenn man nicht auch mit Ruhe in den Himmel hineinschauen darf, so hat man nicht den rechten Genuß von den Schönheiten auf der Erde.

Und wer kein gut Gewissen hat,
Ißt sich an keiner Freude satt.

Der Kapitän, der das ostindische Klima nicht ertragen konnte, wurde krank und starb. Er vermachte in seinem Testament seinem

Diener Gregor so viel, daß er nach England zurückreisen und ein kleines Schiffergewerbe anfangen konnte. Denn das Seeleben hatte er leidenschaftlich lieb gewonnen, und konnte sich nicht davon trennen. Was er verdiente, das brachte er wieder in den Wirthshäusern durch, und so trieb er es eine Reihe von Jahren, ohne viel an seine Familie oder an seinen Gott zu denken. Aber Gott dachte an ihn. O der großen Langmuth! daß Er auch solche Leute aufsucht, die durchaus nichts von Ihm wollen! Gregor hatte sich überreden lassen, nach langer Zeit einmal wieder eine Kirche zu besuchen. Der Prediger redete so ernst und nachdrücklich von der großen Gefahr der Sünder, die keine Vergebung ihrer Sünden suchen und Gottes Langmuth mißbrauchen, daß Gregor erschrak. Er meinte, der Prediger habe etwas davon erfahren, daß er in der Kirche sei, und gieng nachher zu ihm ins Haus und fragte ihn, woher er denn so genau mit seinen Umständen bekannt sei? Der Geistliche lächelte und sagte: „Lieber Mann, ich habe nie etwas von euch gesehen noch gehört; aber es scheint mir, als hättet ihr guten Rath nöthig, und den will ich

euch geben. Nehmet dieß Buch^a — mit diesen Worten gab er ihm eine Bibel — „und leset darin, und thut mir und euch den Gefallen, nur ein einziges Mal eure Kniee vor Gott zu beugen und zu ihm zu beten.“ — Gregor nahm die Bibel, gieng nach Hause und las. Alles fiel ihm wieder ein, was ihm einst die fromme Elisabeth im kleinen Stüblein vorgelesen hatte; die Erinnerung wachte lebhaft in seiner Seele auf, und ergriff ihn mit Gewalt. Es kam eine Thräne, und noch eine, und endlich eine ganze Fluth. Er warf sich nieder vor Gott, seufzte, schrie, betete, bis er Frieden fand. Acht Tage lang währte es, bis es in seinem Herzen ruhig wurde. Nun gieng er zu dem Prediger, dankte ihm mit Thränen für das köstliche Buch, das ihm dieser geschenkt hatte, und das ihm den Weg zum Leben zeigte. Er schätzte es über Alles, und ich glaube, wenn man ihm hundert Thaler für das Buch geboten hätte, er würde es nicht hergegeben haben, ob er gleich wußte, daß er für zwei Thaler wieder ein anderes kaufen könnte. Nun war es aber auch alsbald ausgemacht bei ihm, daß er jetzt nichts Nöthigeres zu

thum habe, als zu seiner Gattin und seinen Kindern zu eilen, sie wegen seiner Treulosigkeit um Verzeihung zu bitten und ihnen zu sagen, wie gnädig sich Gott seiner erbarmt habe. Er hatte etwas Geld vorräthig, und um nicht ganz mit leeren Händen nach Hause zu kommen, wollte er noch eine Fahrt machen, dann sein Schiff und seine kleine Habe verkaufen, und sich eilends nach der Heimat auf den Weg machen. Er wollte eine Ladung Walkererde in Kent holen, und fuhr mit einem Mann und einem Jüngling, die er im Taglohn bezahlte, von seinem Wohnort ab. Aber sind nicht Gottes Wege wunderbar? Hört nur! Gregors Boot wurde durch ungünstiges Wetter an eine Sandbank getrieben, wo es einen Leck bekam und sich so schnell mit Wasser füllte, daß die kleine Mannschaft, um ihr Leben zu retten, genöthigt war, sich an den Mast anzuklammern. Die Macht der Wellen riß verschiedene Dinge, die im Boot waren, mit sich fort, und Gregor hatte kaum noch Zeit, seine kleine Handbibel, welche eben fortzuschwimmen wollte, zu retten und in seinen Busen zu stecken. Ungefähr eine Stunde später würde die Ebbe das Boot trocken ge-

legt haben; aber es scheiterte in Stücke, und sie konnten es nicht retten. Sie sprangen deswegen auf die Sandbank, die aber wenigstens vier Stunden vom Ufer entfernt war, und weil sie wußten, daß bald die Fluth wiederkehren werde, knieten sie nieder und beteten, daß sie möchten von einem Schiff, das in die Gegend komme, gesehen werden. Hierauf klammerten sie sich Alle wieder zehn Stunden lang an den Mastbaum an, dann ließ die Kraft des jungen Menschen nach und er sank ins Meer. Bei der zweiten Ebbe sagte Gregor zu seinem Gefährten: „Das Beste wird sein, wenn wir die Masten herabnehmen, und wenn die nächste Fluth kommt, uns darauf setzen, und im Vertrauen auf Gott uns dahintreiben lassen, bis wir zu einem Schiffe kommen.“ Nachts um zehn Uhr kehrte das Wasser wieder und hob sie auf. Im Laufe der Nacht starb der Mann, von Hunger und Anstrengung überwältigt; Gregor aber kämpfte immer noch mit den Wellen, stärkte sich mit seinem jungen frischen Glauben in dem Herrn, seinem Gott, und suchte mit aller Mühe den Schlaf zu überwinden. Endlich am Freitag, Abends

um sechs Uhr wurde er von einem Schiffe gesehen, das von Lee nach Antwerpen gieng und durch widrige Winde aus seinem Laufe hinausgetrieben war. Die Matrosen sahen ihn aus der Ferne für einen Wasserpfahl an, welchen etwa Fischersleute hingesezt hätten, um den Ort zu bezeichnen, wo ihre Angeln liegen, und baten den Kapitän, sie einige Fische fangen zu lassen. Er beorderte aber den Steuermann, seinen Lauf zu halten, und bemühte sich, das Schiffsvolk zufrieden zu stellen mit den Worten: „Ihr würdet nur die Fischer stören, und vielleicht doch nichts für euch bekommen.“ Der Steuermann, der auf seinem erhöhten Standpunkte genauer sehen konnte, bemerkte, es komme ihm wie ein Mensch vor; sie hießen ihn aber zusteuern, es sei doch nur ein Pfahl. Als während dieser Unterredung das Schiff näher zu ihm kam, fieng Gregor an, Hoffnung zu schöpfen; da es sich aber wieder wegzuwenden begann, gab ihm die Noth so viel Kraft, seine Kappe abzunehmen und sie, möglichst hoch emporgehoben, hin und her zu schwingen. Dieß veranlaßte den Steuermann, seine Meinung noch bestimmter zu äußern,

und da bald darauf die Andern ihm Recht gaben, wandte sich das Schiff gegen Gregor und nahm ihn auf. Ihr könnet euch denken, mit welchen Empfindungen er das Schiff näher kommen sah, und wie herzlich er Gott für seine Errettung dankte. Kaum war er an Bord, so steckte er seine Hand in den Busen, als ob er etwas suchte, worauf ihn ein Matrose fragte, ob er da sein Geld habe. „Nein“ — sagte er — „ich habe ein Buch, und ich fürchte, es ist naß geworden.“ Mit diesen Worten zog er sein Testament heraus, das man ihm trocknete. Hierauf wischten sie ihm das Salzwasser vom Gesicht, gaben ihm andere Kleider und Erfrischungen, und legten ihn an's Feuer, damit er schlafen könne. Erst um acht Uhr des andern Morgens weckten ihn die Matrosen, welche begierig waren, seine Geschichte zu erfahren. Sie kamen glücklich nach Antwerpen, wo Gregor an's Land stieg, und wo wir ihn einstweilen lassen wollen, um wieder nach seiner bedrängten Familie zu sehen.

10.

Die Noth der armen Elisabeth war immer noch gleich groß; denn noch war keine Aussicht da, wie sie die sechzig Thaler herbeischaffen sollte; aber ihr Gemüth war mehr beruhigt und ihre Hoffnung fester geworden. Um diese Zeit waren einige Herren in Köln damit beschäftigt, alte Gemälde aus der deutschen Malerschule in Köln und der Umgegend aufzusuchen, welche oft an solchen Orten angetroffen wurden, wo man sie gar nicht erwartete. Als sie einige Erfahrungen gemacht hatten, daß solche kostbare Kleinodien der alten deutschen Kunst bald in kleinen Dorfkirchen, bald in Privathäusern, oft unter altem Gerümpel auf dem obern Boden versteckt gefunden wurden, so stellten sie genaue Nachforschungen an, die mit einem reichlichen Erfolge belohnt wurden, und ihnen eine Sammlung von herrlichen Kunstwerken verschafften, welche seitdem von allen Kunstfreunden bewundert werden. Ich habe sie gesehen und vielleicht auch Manche von euch. Zuweilen fand man ein Gemälde, das von

Schmutz und Rauch und Staub ganz verunstaltet und unkenntlich gemacht war, so wie man aber eine Reinigung mit demselben vornahm, so traten die alten herrlichen Bilder in allem ihrem Glanze erneut und verjüngt wieder an das Licht. Mitunter war wohl auch auf den Grund eines alten trefflichen Gemäldes von einem alten deutschen Meister in neuerer Zeit ein wohlbeleibter Großpapa in einer großen Perücke gemalt worden, und ein Zufall brachte an's Licht, was für köstliche Bilder er mit seinen breiten Rockschößen verdeckte. Herr Hermann, der sich auf die Reinigung alter Gemälde vortrefflich verstand, hatte mehrere unter den Händen gehabt und sie von ihrer schmutzigen Decke befreit, und Justus hatte ihm dabei geholfen, und gelegenheitlich das Verfahren selber gelernt. Als nun die Noth seiner Mutter so groß war, sann er hin und her, ob er nicht auch etwas zur Abhilfe beitragen könne. Plötzlich fiel es ihm ein, daß — — daß — —. Ehe er sich's recht klar entsinnen konnte, lief er spornstreichs aus dem Hause, daß Herr Hermann gar nicht begreifen konnte, was an ihn gekommen sei. Er lief und lief, und die Freude trieb

ihm das Blut in die Wangen, daß es ihm ganz heiß wurde, und er zitterte vor Erwartung. In Einem Flug kam er nach Hause, mit drei Sprüngen die kleine Treppe hinauf und in eine kleine Kammer hinein, welche im hintern Theile des kleinen Hauses lag und gewöhnlich leer stand. Da war eine große Fensteröffnung, aber ohne Fenster, und in der Regel mit einem nach innen sich öffnenden Fensterladen verschlossen. Dieser Laden bestand aus einem hölzernen, mit Wachstuch überzogenen Rahmen, der aber von Staub und Unrath ganz überdeckt war. Justus hob schnell den Fensterladen aus seinen Kloben, kehrte ihn um, wandte die innere Seite gegen das Licht und forschte, ob nicht Spuren eines Gemäldes sich erblicken ließen. Es kam ihm so vor, als ob etwas der Art durch die dicke Kruste von Unreinigkeiten hindurchblickte; doch war er seiner Sache nicht ganz gewiß. Aber schon der Versuch mit einem Fensterschwamm und warmem Wasser überzeugte ihn, daß er allerdings ein altes Gemälde vor sich habe. Nun hätten ihr aber seinen Eifer sehen sollen, mit welchem er Alles, was zu einer vollständigen Reinigung

erforderlich war, herbeischaffte, und seiner Mutter zurief: „Mutter, tröste dich! jetzt wird geholfen!“ Die Mutter konnte nicht begreifen, wie von einem alten Fensterladen Hilfe kommen sollte, erwartete aber still den weiteren Erfolg. Aber mit welchem Entzücken sah Justus einen Theil um den andern von einem glänzenden schönen Gemälde aus der Dunkelheit des Staubes hervortreten, und wie erstaunt war er, als er unten am Bilde das Malerzeichen des großen Meisters Rubens hervorblicken sah, welches er unter allen am besten kannte! Wirklich war es auch eines der schönsten Meisterwerke Rubens, und es fehlte ihm nur ein schöner Rahmen, um jedem andern an die Seite gestellt werden zu können. Justus hatte sich einiges Geld erspart, um seiner Mutter wenigstens einen kleinen Beitrag zu der Summe leisten zu können, die sie aufreiben sollte. Er wußte dieses Geld nicht besser anzuwenden, als daß er einen großen vergoldeten Rahmen kaufte, um das Gemälde in demselben zu befestigen. Nun hing er ein Tuch darüber und trug es zu seinem Lehrherrn, dem er bisher kein Wort von seiner Entdeckung gesagt hatte. Wie der

staunte! „Mensch, woher bringst du diesen Schatz?“ fragte er in der höchsten Verwunderung. Und als dann Justus erzählte, wie er diesen Fund gemacht habe, so rief Herr Hermann aus: „Mensch, ich sage dir, du bist ein Glückskind!“ Es freut mich, sagen zu können, daß Herr Hermann keinen Neid fühlte, wenigstens keinen blicken ließ. Vielmehr versprach er, dafür zu sorgen, daß das Gemälde um den Preis verkauft werde, den es werth sei. Zum Glück war gerade ein Engländer, der alte vorzügliche Gemälde aufkaufte, in Köln, und hörte gleich am folgenden Tage von dem schönen Gemälde, das kürzlich aufgefunden worden sei. Als er es sah, gefiel es ihm so gut, daß er alsbald beschloß, es müsse um jeden Preis sein Eigenthum werden. Herr Hermann steigerte ihn bis auf 300 Pfund Sterling (6000 M.), und ihr werdet euch nicht wundern, daß ein schönes Gemälde so theuer werden kann, wenn ich euch sage, daß ich schon oft Gemälde von Raphael gesehen habe, die um Hunderttausende nicht feil wären. Aber was wird Elisabeth gesagt haben, als sie auf einmal eine so große Summe Geldes ins Haus be-

kam? Ihr Erstaunen löste sich in Thränen, und ihre Thränen giengen in ein heißes Dankgebet über, in welches Justus und Anna von ganzem Herzen einstimmten. Nun wurde die Schuld bezahlt; Herr Hermann bekam ein schönes Geschenk, und alle Schulden- und Nahrungsforgen waren durch die gnädige Hand Gottes abgewälzt. Nur drei Tage stand es an, so kam Gregor von Antwerpen her in Köln an. Ich sage nichts von der beiderseitigen Verwunderung und Freude, und überlasse es euch, zu entscheiden, wer von diesen guten Leuten am meisten Ursache zur Freude hatte.

Ich habe nichts mehr von dieser Familie erfahren, und hoffe nur, daß sie des Dankes voll geblieben seien, und ihren treuen Retter nicht vergessen haben. Wenn ihr einmal einen Maler trefft, Namens Justus Krau, so fraget ihn nach dem Fensterladen, und wenn er dann sagt: „von Rubens?“ — so denket, es sei der Justus, der in diesem Büchlein steht, und grüßet ihn freundlich von mir.



Bei J. F. Steinkopf in Stuttgart erscheinen:

Jugendblätter.

Monatsschrift zur Förderung wahrer Bildung.

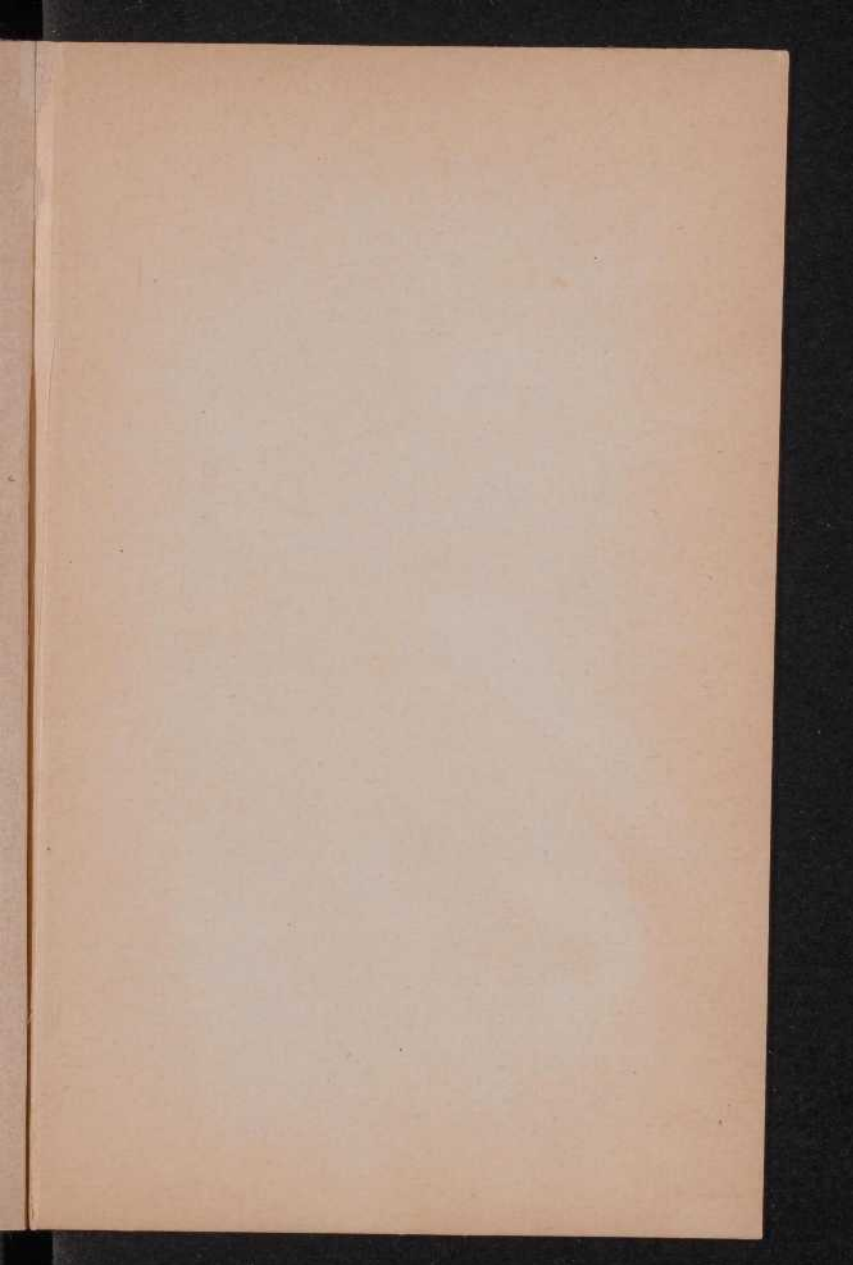
Begründet von Dr. C. G. Barth,

fortgesetzt von Dr. H. Gundert.

Monatlich ein Heft von 5 Bogen in Quart mit Bilbern.
Preis für den Jahrgang von 12 Heften 6 M.

Mit dem neuen Jahrgang 1879 verschönern die Jugendblätter ihre ganze Ausstattung, vergrößern ihr Format und vermehren ihre Illustrationen, ohne den Preis (jährlich 12 Hefte 6 Mark) zu erhöhen; sie wollen dadurch die ihrem inneren Werth gebührende weitere Verbreitung gewinnen und bitten alle Jugendfreunde um ihre Mitwirkung dazu.

Eine Kritik sagt von den Jugendblättern: „— geistreich und doch jugendlich, christlich und doch lebensfrisch, mannhaftig und doch stets das eine Ziel im Auge, verdient diese Zeitschrift ausgezeichnetes Lob“ — und was der reiferen Jugend frommt und sie erfreut, das ist auch das Beste für den Familienkreis. Die vielen Familien, welche ein Blatt wünschen, das gediegene und anregende Darstellungen gibt aus allen Gebieten der Natur und des Lebens, des Wissens und Könnens, von Reisen, Ländern und Völkern, Biographien, Geschichtliches aus alter und neuer Zeit, das schöne Erzählungen bietet, aber keine Romane oder Novellen — sie werden in den Jugendblättern für alle Hausgenossen das Rechte finden.



Im Verlage von J. F. Steinkopf in Stuttgart
sind ferner erschienen:

Barth, Dr. C. G., Erzählungen für Christen-
kinder.

Tres amigos. — Benoni. — Bild in Teinach.
Buchmann. — C-Bund. — Cuff. — Felsenkind. —
Flucht des Camisarden. — Gotthilf und Erd-
mann. — Der arme Heinrich. — Kleeblatt. —
Lindger. — Nic und Nic. — Pergament. — Platter.
Schloß im See. — Schmidgalls Jugendjahre. —
Setma. — Waldmeisterlein. — Weihnachtsmorgen.

Jedes Bändchen 50 Pf.

— — Die Altväter. — C-Feder. — Die Erzväter.
Die Rabenfeder. — Die Reiherfeder. — Die
Seefeder. — Die Uhrfeder. — Urväter.

Jedes Bändchen 40 Pf.

Frommel, Em., Erzählungen.

Der Heinerle von Lindelbronn. — O Straßburg,
du wunderschöne Stadt! — Aus dem untersten
Stockwerk. — Aus der Familien-Chronik. — Aus
vergangenen Tagen. — In zwei Jahrhunderten.
Hübsch gebunden in Leinwand jedes Bändchen 1 M. 50.

Die Einzel-Ausgabe dieser Erzählungen bietet eben-
so schöne als wohlfeile Geschenke.



870

Der Fensterladen.

Eine Erzählung für Christenfinder

von

Dr. C. B. Barth.

Vierte Auflage.

Stuttgart, 1879.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.



ZS A1

RO

UB BIELEFELD

4.17

990/4475921+01



K

KLZ

99

ZS A1

RO